

Die Ahnen  
des  
Hans-Erdmann Schönbeck

im Zeitgeschehen der letzten  
4 Jahrhunderte

II. Teil

aufgezeichnet

von

Ludwig Wilhelm Schönbeck  
Oberst a. D.

Lauterbach in Hessen, im Jahre 1965

Was blasen die Trompeten?  
Husaren heraus!



Säbeltasche der Blücherhusaren



Oberst Frhr. v. Holzling-Berstatt  
i. d. Uniform der Bellinghusaren,  
des Stammregiments der Blücherhusaren,  
auf Hengst „Markgraf Ludwig“

Nach einem Gemälde  
v. Prof. Juniper



Husar  
bei  
Lanzensübungen

Husaren-Regiment Fürst Blücher von Wahlstadt  
(Pommersches) Nr. 5



Fechten  
mit  
Pufflanzen

In den hellen Morgen hinein schmetterte der Trompeter der Wache die Reveille, das Signal zum Wecken.

Die Nacht hatte ich im Halbschlaf verbracht, nachdem der erste Tag als königlich preußischer Fahnenjunker mit einer Fülle von Eindrücken geendet hatte.

Nach meiner Meldung am 2. 3. 1909 beim Regimentskommandeur, Oberst v. Bitter, erhielt ich von Rittmeister v. Rathenow, dem Chef der 3. Eskadron, der ich zugeteilt worden war, 14 Tage Urlaub zum "Einkleiden". Dies war das übliche Entgegenkommen, um einem Asiturienten vor dem Dienstantritt eine Erholungspause zu gönnen.

Diesen Urlaub verbrachte ich bei meinen Eltern in Berlin in der Wohnung am Viktoria-Luise-Platz 1. Im Armee- und Marinehaus des deutschen Offiziervereins am Mathäi-Kirchplatz ließ ich mir meine Extra-Uniform anfertigen, bei dem bekannten Schuhmachermeister Breitsprecher in der Wilhelm-Straße die Extrastiefel und auch die Dienststiefel. - Husaren trugen stets lange Reitstiefel, auch zum Gesellschaftsanzug. Es gab nur eine Ausnahme: Im Sommer durfte zum ausgehauzug oder für Offiziere auch zum Hofgarten-anzug eine lange weiße Pikeehose mit Stegen und Lackstiefeletten getragen werden.

Als ich mich auf der Schreibstube der Eskadron zunächst beim etatsmäßigen Wachtmeister Pankonin, dann bei Rittmeister v. Rathenow vom Urlaub zurückmeldete, hatte ich diesen bei der Beantwortung von Fragen mit dem zivilen "Sie" angesprochen, was mir die erste dienstliche Rüge des gestrengen Wachtmeisters einbrachte: "Junker! Sie haben jeden Vorgesetzten in der 3. Person anzureden!" Dann beorderte er den Husaren Schimanski auf die Schreibstube und teilte mir diesen als "Putzer" zu. Mit Schimanski begab ich mich auf die Kleiderkammer, wo mich bereits der Bekleidungsunteroffizier erwartete.

Nun ging es los: "Nehmen Sie diese Hose! Fassen Sie an den Beinenden an und breiten Sie die Arme aus! - So! Die paßt!"

In dieser Form ging es weiter. Im ganzen empfang ich 2 Drillichanzüge, 2 Paar Reithosen (aus starkem schwarzen Tuch mit noch stärkerem Lederreitbesatz. Stellte man sie in die Stube, standen sie wie Denkmäler, so steif war das Leder), 3 krapprote Attilas, eine Felzmütze aus schwarzgefärbtem Seehund mit rotem Kolpack und weißen Fangschnüren, 1 langen schwarzen Mantel mit rotem Kragenspiegel und Achselklappen, 1 Säbel, 1 Säbeltasche aus schwarzem Leder mit silbernen Königsinsignien "FWR" (Friedrich Wilhelm Rex), 1 weibledernes Bandolier mit Kartische und eine weißwollene Schnurschärpe.

Schimanski brachte diesen Kleiderberg von der Kammer auf meine Stube, wo sofort die Einkleidung begann. (Ein Junker durfte außer seinen Waffen keine größeren Gegenstände tragen als eine 50er Zigarrenkiste groß war) Die Junkerstube befand sich in einem Kasernenflügel. Die Einrichtung bestand aus einem Eisenbett mit blaukariertem Bettzeug, einem dicken Wollach und einem Strohsack, weiter aus einem kleinen Tisch, einem einfachen Stuhl, einem Schemel und einem geteilten Kasernenschrank.

Nach Ablauf einer Stunde hatte ich mich im Dienstanzug auf der Schreibstube zu melden. Hier wurde ich dem Berittführer, Sergeant Borchert, zugeteilt.

Das Mittagessen nahm ich zusammen mit meinem alten Danziger Freunde August v. Hanstein im Offiziererraum der Kantine ein. Er hatte bereits 14 Tage vor mir sein Abitur auf dem kgl. Gymnasium abgelegt und dementsprechend seinen Dienst früher als ich aufgenommen. So konnte er mich über die Interna und Gepflogenheiten des Soldatenlebens unterrichten.

Da waren also die Dreijährigen, die "Alten Männer". Sie waren die eigentlichen Herrscher und bestimmten das "Innenleben". Und das begann morgens beim Stalldienst.

Die Ställe mit dem Reitplatz lagen der Kaserne gegenüber auf der anderen Straßenseite.

Die "Reveille" riß die Rekruten um 5 Uhr morgens aus den Betten und der UvD (Unteroffizier vom Dienst), der urplötzlich in der großen Stube stand, in der an 20 Husaren schliefen, half mit dem harten Kommando "Aufstehen" nach. Schimanski, der bereits im zweiten Jahre diente, mußte in Windeseile in seinen Drillich-Anzug steigen und mich in meiner Stube wecken. Im Drillichzeug, mit Putzbeutel und mit blauer Schürze in der Hand eilten um 5.30 Uhr, nach Einnahme von zwei Bechern Kaffee und einer Butterschnitte mit oder ohne Wurst, die Rekruten über die Straße hinweg zu den Ställen.

Hier erwarteten zwei "Alte Männer" der Stallwache, meistens Gefreite, innen hinter der Tür stehend, das junge Volk, indem sie versuchten jedem Eintretenden mit einer Wassertrense einen Hieb über den Rücken zu verpassen. Nun, die Rekruten waren bereits seit Herbst im Dienst und verstanden es, sich mit einem Dreimetersatz und angezogenem Kreuz dieser Ovation zu entziehen. Mit Spannung und als Sensation erwarteten die "Alten" und die "Jungen" diese traditionelle Morgenbegrüßung des neuen Fahnenjunkers. Doch ich war durch August v. Hanstein, - in meinem weiteren Bericht nur "Aute" genannt, vorbereitet. So trabte ich nicht wie die anderen, sondern ging im flotten Schritt auf die Stalltür zu. Beim Betreten des Stalles erkannte ich sofort den "Alten Knochen" und sah auch den zum Schlag ausholenden Arm, als auch schon mein Putzzeug zur Erde fiel und ein schwungvoller Haken am Kinn des Schlägers landete. Bevor er überhaupt begreifen konnte, was geschehen war, flog er mit einem zweiten Schwinger in den ersten Pferdestand. Ich suchte mein Putzzeug zusammen und ging ruhig die Stallgasse entlang, wo die Mannschaften antraten. Bei meinem Herantreten gab es ein Geraune, dem ich nicht entnehmen konnte, ob es Entrüstung oder Beifall war. Am rechten Flügel standen zwei stattöse Männer, die sich in ihrer Erscheinung von den übrigen abhoben. Sie stellten sich mir vor als die Einjährig-Freiwilligen Schillow und Glahn, ersterer Sohn eines ehemaligen Eskadronchefs des Husaren-Regiments, letzterer Rittergutsbesitzer aus Vorpommern.

Wenn ich auch noch keine Ahnung von dienstlichen Formen in den unteren Regionen hatte, so glaubte ich doch, daß mein Platz als Junker der erste auf dem rechten Flügel sein mußte. Dieser Meinung war anscheinend auch der Berittführer, Sergeant Borchert, denn er überließ mir wie selbstverständlich diesen Platz.

Mir wurde befohlen, für das mir zugedachte Pferd namens "Quast" zu sorgen. Da hieß es zuerst "Streu machen". Ich habe hierüber kein Buch gelesen, daher gebe ich eine genaue Schilderung dieses Vorganges. Zunächst war es verboten, mit einer Heu- oder Mistgabel im Stand zu hantieren, um das Pferd nicht zu verletzen. Die Streu wurde also mit den Händen aufgeschüttelt und der "kurze Mist" einschließlich der Pferdeäpfel, ebenfalls mit den Händen, in einer ausrangierten Futterschwinge gesammelt. Dann wurden die Hufe mit einem Hufkratzer gereinigt. Das Ganze kam in eine größere tragbare Mistkiste, die alsdann in eine zementierte Düngergrube hinter dem Stall entleert wurde. Dieser "kurze Mist" wurde von Gärtnereien abgeholt.

Auf die somit gereinigte Streu kam frisches Stroh, so daß die Pferde bis zu den Knien in ihrem aufgelockerten Bett standen.

Es folgte das Tränken aus Eimern und das Heuaufstecken in die Raufen. Die nächste Aufgabe war Futterschütten. Dies war mir als Landkind und Pferdenarr nicht unbekannt. Die 150 Pferde des Eskadron rissen an den Ketten, legten die Ohren an, bissen und quiekten. So hieß es festen Schrittes in den Stand, laut anrufen und schnell nach vorn zur Krippe.

Die frühe Morgenstunde im Stall hatte ihre ureigenste Atmosphäre, die Eckart v. Naso in seinem Buch "Ich liebe das Leben" trefflich eingefangen hat. Er sagt hier in Erinnerung an seine Einjährigenzzeit bei den Schillhusaren in Ohlau: "Der Raum lag im trüben Licht der glasgesicherten Petroleumfunzeln. Es roch stark nach Pferd. Der Amoniakgeruch am Mor-

gen um 5 war betäubend und konnte einen schwach machen. - Durch den langgezogenen Raum klang das Rasseln der Halfterketten und das monotone Geräusch des Pferdeputzens. Die Rekruten putzten und die "alten Knochen" auch. Sonst war da kaum ein Laut, es sei denn, der quiekende Aufschrei einer Stute, die sich gekitzelt fühlte - Damen sind empfindlich - oder das Herumtrampeln eines nervös gewordenen Gauls im Stroh. Dann kam das beruhigende 'Ho Schön' oder 'Steh' des Putzenden und das immer wiederkehrende 'Rum', wenn die andere Seite des edlen Schwadröners mit Striegel und Kartätsche bearbeitet werden sollte.

Ab und zu tauchte der Schatten des Berittführers auf, der im langen schwarzen Mantel die Stallgasse entlangging. Einsilbig und verschlafen, wie jeder, der hier am morgendlichen Werk war, blieb er bisweilen stehen, um mit Sergeantenaugen die 'Striche' zu begutachten. 'Na, der Einjährige - munter, munter! Sechs Striche müssen sein, zwei sind erst, und denn dünn genug!'

Das Geheimnis des 'Striche-Kloppens' tritt in den Umkreis unserer Betrachtung ein. auch dieses Geheimnis, die Anfechtung für den Weuling, ist groß. Seit Kindheit waren mir Pferde und Ställe vertraut - geputzt hatte ich nie. Und Pferdeputzen ist ein Kapitel für sich. Es braucht Kraft, aber die Kraft besteht im "effet", wie beim Tennisball. Dem Anfänger läuft der Schweiß von der Stirn, er drückt furchtbar auf, weil er den "effet" nicht herausbekommt, jenen, der - Massage und Säuberung zugleich - die feinen, schuppenähnlichen Hautstäubchen von den Pferdeleibern mit der Bürste, der scharfen Kartätsche, auffängt und sie in den Striegel weitergibt. Im Striegel gesammelt, werden sie als weiße, pulverisierte 'Striche' auf die Stallgasse ausgeklopft. Das ist die Kontrolle und das Ergebnis des Putzens.

"Alte Knochen" klopfen mühelos ihre Striche zusammen, sechs waren Vorschrift, acht schaffen sie glatt; lange, breite, prächtige Parallelen, die sich sehen lassen können. Die weinigen konnten sich anfangs kaum sehen lassen - man sah sie

kaum: dünne, miekrige Dingerchen, krumm ohne Nerv."

Soweit Eckart v. Naso.

Ich hätte dieses Milieu nicht besser wiedergeben können. - Die Unteroffiziere sahen in meiner Unbefangenheit den wilden Rossen gegenüber wohl mehr eine Unkenntnis der Gefahr als eine angeborene Sicherheit im Umgang mit Pferden; denn als mich der etatmäßige Wachtmeister fragte, ob ich reiten könnte, sagte ich vorsichtshalber: "Nein! Herr Wachtmeister!" Denn soviel war mir klar, hier durfte niemand vorher etwas können, sonst würde ihm bewiesen, daß er wirklich nichts könnte.

Da gab es die sogenannten "Strafpferde". Wenn ein Husar etwas verpaßt hatte, wurde er zunächst nicht in den "Bau" gesteckt oder zum Nachexerzieren kommandiert, sondern er bekam eines dieser sogenannten "Strafpferde" verpaßt. Also ein Tier, das entweder Sattelzwang hatte, also beim Satteln den Reiter fast umbrachte oder ihn nicht aufsitzen ließ, und wenn er oben saß, zu bocken anfing, beziehungsweise beim Einzelreiten klebte, d. h. von anderen Pferden sich nicht trennen wollte, oder einen so harten Trab hatte, daß noch drei Stunden nach dem Absitzen dem Reiter sämtliche Knochen klapperten. Aber solche Pferde dienten auch dazu, einem bisherigen Zivilreiter zu beweisen, daß er keine Ahnung vom Reiten hätte.

Nun aber gab der Wachtmeister mir, dem Anfänger, den bereits oben erwähnten Rappwallach "Quast", der, wie ich dann erfuhr, besichtigenden Generalen als Reitpferd gestellt wurde, also ein "Schaukelpferd". Dies kam mir sehr gelegen. Allein auf dem Viereck des Reitplatzes mußte ich unter den Augen des Eskadronchefs, des Etatmäßigen und des Berittführers mein Debüt auf blankem Sattel ohne Bügel geben. Man fand, daß ich Anlage zum Reiten hätte und war mit dieser Feststellung zufrieden. Von den beiden Einjährigen, Schillow und Glahn, erfuhr ich, daß meine erste Vorstellung im Sattel Gesprächsstoff bei den Unteroffizieren gewesen wäre.

Noch am gleichen Vormittag wurde ich im Dienstanzug auf das Regimentsgeschäftszimmer befohlen, wo ich auf den Säbel des Regimentsadjutanten, Oberleutnant Pretzell, vereidigt wurde. Ich war mir der Bedeutung dieses Augenblicks voll bewußt. Es war der erste Eid, den ich in meinem Leben leistete. Mit ihm verpflichtete ich mich, mit meinem Leben für meinen König und obersten Kriegsherrn einzustehen und zum unbedingten Gehorsam als Soldat. Erst jetzt fühlte ich mich als richtiger Soldat, als Fahnenjunker meines Königs. Es erfüllte mich mit Stolz, einem alten, ruhmreichen Regiment anzugehören.

Nach vier Wochen wurde ich vom Stalldienst befreit und durfte am Abendessen im Kasino teilnehmen. Wir Junker, Aute v. Hanstein und ich, mußten uns bereits zwanzig Minuten vor Beginn des Essens im Kasino einfinden, um den Salat anzusetzen. Wir fanden auf der Anrichte den gewaschenen Salat und alle Zutaten bereitstehen. In alter Routine sorgte hierfür der Kasinounteroffizier, Sergeant Plagenz. So standen bereit: 2 harte Eidotter, 2 rohe Eidotter, englischer Senf, Mostrich, Öl, Essig, Pfeffer usw. Mit einer silbernen Gabel wurde nun die Sauce auf einem tiefen Teller gemixt, über den Salat gegossen und vorsichtig mit zwei Gabeln untergemengt. Hierzu muß ich berichten, daß es an der Tafel stets Beanstandungen gab. Dem einen war der Salat zu scharf, dem anderen nicht genug durchzogen, dem dritten war er zu latschig. Wie ich später feststellte, soll dies schon der Fall gewesen sein, als der Große Kurfürst den ersten Junker einstellte.

Als die Offiziere erschienen, meldete ich mich bei meinem Rekrutenoffizier, Lt. Hesse, der mich den anderen Offizieren vorstellte. Bei meiner Eskadron befand sich noch Oberleutnant Krüger, mit Beinamen "der Monarch". Eine ranke, schlanke Reitergestalt. Ehemaliger Reitlehrer am Militär-Reitinstitut in Hannover, bekannt als guter Rennreiter.



HUSARER  
FÜRSTEN

Ich war kaum 14 Tage beim Regiment, als er mich fragte, ob ich ihn auf einem seiner Pferde nachmittags begleiten wollte. Solche Frage war selbstverständlich ein in höfliche Form gekleideter Befehl. Nach fünf Minuten Schritt und kurzem Nachgürten, kam ein Trab von ungefähr sieben Kilometern auf herrlichen Sandwegen durch Felder und Wald. Dann folgte eine Schrittreprise. Als wir in eine Dorfstraße einbogen, lag quer über den Weg eine umgestürzte, mächtige Pappel. Nun, das Hindernis dürfte so an 1,40 m hoch gewesen sein. Kaum gesehen, galoppierte "der Monarch" an. Was blieb mir übrig! - Vor mir sicherer Tod! Hinter mir ewige Schande! So ritt auch ich an, und beide flogen wir über den mächtigen Stamm hinweg. Da merkte ich, was ein gutes Geländepferd kann. Dieser gewaltige Sprung auf einem fremden Pferde gab mir im wahrsten Sinne des Wortes die Sicherheit im Sattel für mein ganzes Reiterleben.

Im Fußdienst erhielt ich zunächst Einzelausbildung durch einen jungen Unteroffizier. In der Hauptsache Lanzen- und Säbelübungen. Es dauerte nicht lange, dann hatte ich den Bogen heraus und trat zu den Waffenübungen bei meinem Beritt mit ein. Die Übungen wurden nach Kommando ausgeführt. Bei der Rekrutenbesichtigung wurden zur Feier des Tages an den Lanzen die Flaggen befestigt. Ich war hell begeistert, als diese bei den scharf durchgeführten Übungen knallten und knatterten und bei den Säbelübungen die Klingen sausten und piffen.

Die Kavallerie zu Anfang des 20. Jahrhunderts hatte vielseitige Aufgaben, und sie war nicht, wie die meisten Nichtreiter glaubten - hierzu rechne ich auch hohe Generale, die aus anderen Waffengattungen hervorgegangen waren - im ritterlichen Mittelalter stecken geblieben. Sie war die schnelle Truppe, die dem Heer weit voraus sein mußte, um aufzuklären und eigene Truppenbewegungen zu verschleiern. Sie war also bis zu der stürmischen Entwicklung der Fliegelei das Auge des Heeres. Sie war aber auch die Feuerwehr, wenn es hieß, eine brenzlige Stelle zu festigen oder die

Linien der Infanterie zu verlängern. So spielte der Karabiner - überdies eine hervorragende Waffe - bei der Kavallerie eine wichtige Rolle. Die Ausbildung im Schießen und im Fußgefecht wurde sehr ernst genommen. Und nichts lag dem findigen und gewandten Reiter mehr, als dem Gegner einen Hinterhalt zu legen und selbst starke feindliche Kräfte durch Feuer zur Entwicklung zu zwingen, und sie womöglich noch in eine unerwünschte Richtung zu ziehen, um den eigenen folgenden Hauptkräften einen stark behinderten Gegner vorzusetzen.

Hier füge ich eine Begebenheit aus einem Truppenmanöver ein, die zwar äußerst diszipliniwidrig war, aber ein praktisches Beispiel für die zuletzt aufgeführte Aufgabe der Kavallerie abgibt.

Im Divisionsmanöver 1911 traf ich mit meiner Aufklärungspatrouille auf eine gegnerische des Ulanregiments 4 unter dem Leutnant Witwer. Wir attackierten uns und begrüßten uns dann freundschaftlich mit Salutieren unserer Säbel. Er nahm mich beiseite und eröffnete mir, daß mein "Heerführer", der Generalmajor v. Wühlisch, durch die zu erwartende "Schlacht", in der er verlieren sollte, wie es von "Oben" geplant war, abgehalftert werden sollte, d. h. er sollte wegen mangelnder Führungseigenschaften verabschiedet werden. In meinem Regiment befanden sich damals zwei Söhne dieses Generals.

Witwer erklärte, daß wir dies verhindern müßten. Während wir uns noch berieten, stießen Leutnant Hilgendorff von den 5. Kürassieren und Leutnant Jakobs von den 4. Jägern zu Pferde zu uns. Freund und Feind im besten Einvernehmen beieinander. Mir war bei dem Vorhaben von Witwer doch etwas mulmig zu Mute. Er beruhigte mich und wies mir eine kleine bewaldete Höhe ca. 400 m seitwärts der Straße zu. Wenn ich die Infanterie-Vorhut des Feindes in dieser Entfernung vor mir hätte, sollte ich mit allen Karabinern ein rollendes Feuer abgeben. Alles andere würde er besorgen. Dann verschwand er mit den beiden anderen Patrouillen auf einer feindwärts

gelegenen anderen bewaldeten Bergkuppe. Zusammen hatten wir 40 Karabiner.

Es kam wie geplant. Erst erschien die Infanterie-Spitze des Gegners, dahinter verrieten mir Staubwolken, daß auch die Vorhut im Anmarsch war. Ein Meldereiter galoppierte mit meiner Meldung zum Generalmajor v. Wühlisch.

Ich ließ die Spitze ruhig vorübermarschieren. Als die vorderste Kompanie der Vorhut in meiner Höhe war, gaben meine abgessenen Husaren ein herrliches Schnellfeuer ab. Gleichzeitig wurden die folgenden Vorhut-Kompanien von den Schützen der anderen Patrouillen von den benachbarten Waldhöhen mit starkem Feuer belegt; zum Teil also von ihren eigenen Patrouillen, wofür mir selbst alle Begriffe fehlten.

Dieses starke Infanterief Feuer hatte zur Folge, daß die Vorhut nach links, in Richtung auf das Feuer, abschwenkte, sich entfaltetete und zum Angriff bereit machte. Desgleichen entfaltetete sich auch das folgende Gros. Mit einer entsprechenden Meldung sprengte auf der Rückseite meines Hügels ein Husar davon. Als ein Schiedsrichter auf die benachbarte Höhe zusprengte, stoppte das Feuer. Die Patrouillen jagten den rückwärtigen Hang hinunter und verschwanden in Geländefalten. Ich selbst ließ aufsitzen und ritt beobachtend am Waldrand entlang. Als der Schiedsrichter, ein Major, mich erreichte, meldete ich ihm, daß ich die Vorhut beschossen hätte, und daß ich zwei Meldungen an den Führer meines Verbandes erstattet hätte. Er kam nicht weiter mit seinen Fragen. Die feindlichen Linien wurden von der Vorhut meiner Brigade in der Flanke angegriffen und ein Desaster bahnte sich an. Nicht nur für den Gegner sondern auch für die Manöverleitung, da der geplante Übungsverlauf nicht mehr das gewünschte Ziel erreichen konnte, nämlich die Niederlage des Generals v. Wühlisch.

Das Ergebnis dieses mehr als riskanten Eingreifens des Leutnants Witwer war die nunmehr unausbleibliche Beförderung des Generals v. Wühlisch zum Divisionskommandeur.

Mit der Wiedergabe dieses Unterfangens möchte ich aber nicht den Eindruck erwecken, daß ich es gut heiße, oder daß solche

sabotageähnlichen Eigenmächtigkeiten üblich waren. Es handelt sich hierbei um ein einmaliges Vorkommnis, dem ein kameradschaftliches Gefühl für einen beliebten und verehrten Vorgesetzten zu Grunde lag, und der niemals erfahren hat, daß der Strick, an dem er aufgehängt werden sollte, von 4 Leutnants durchschnitten wurde.

Dies Unterfangen zeigt aber auch, wie selbst kleine Kavallerieeinheiten Entscheidungen herbeiführen konnten, die von ausschlaggebender Bedeutung waren.

Doch zurück in das Jahr 1909 und zur 3. Eskadron. Nach der Rekrutenbesichtigung begann das Eskadronsexerzieren. Es war schon ein stattlicher Anblick, wenn die Eskadron um 8 Uhr auf dem Reitplatz Aufstellung nahm. Die ganze Eskadron in Front in zwei Gliedern.

Die Aufstellung erfolgte durch den etatsmäßigen Wachtmeister. Zu Pferde eine martialische Erscheinung. Ein Mann von immerhin 43 Jahren, mit aufgewichstem blonden Schnurrbart, kerzengrade im Sattel sitzend. Stand die Eskadron, setzten sich die inzwischen erschienenen Offiziere vor ihre Züge.

Sobald der Eskadronchef, Rittmeister v. Rathenow, auf seiner Trakehner Rappstute erschien, gab der "Monarch" das Kommando: "Still gesessen! Augen rechts!" und galoppierte ihm zur Meldung entgegen. Beide galoppierten dann auf die Eskadron zu. Der "Monarch" setzte sich vor seinen Zug, der Chef parierte vor der Mitte der Eskadron durch und rief uns ein frisches "Guten Morgen! - Husaren!" zu. Wir antworteten mit einem frohen "Guten Morgen! - Herr Rittmeister!", das von den Kasernen- und Stallwänden laut zurückhallte.

Zu zweien abgebrochen ritt die Eskadron hinaus zum Reiter-Exerzierplatz, wo sich nacheinander auch die anderen vier Eskadrons einfanden. - Nach zugweisem Exerzieren, Reiten auf dem Viereck mit Lanzenübungen, wurde die letzte Halbestunde die Eskadron zusammengezogen und nach Trompetensignalen exerziert. Das war schon ein munteres Getümmel mit Staubwolken und Trompetengeschmetter.



THE RECORD OF THE WAR OF 1861 TO 1865  
AND THE RECONSTRUCTION PERIOD  
OF THE UNITED STATES OF AMERICA  
AS REFLECTED IN THE WAR OF 1861 TO 1865  
AND THE RECONSTRUCTION PERIOD

Beim Einrücken erhielten die Eskadrons abwechselnd das Trompeterkorps. Die jeweilige Eskadron machte dann einen Kringel durch die Stadt. Es war für jeden Husaren und auch für die Stolper Bürger ein erfreuliches Ereignis, wenn so an fünfhundert Pferdehufe gleich einem Wasserrauschen das Pflaster behämmerten, die Pferde schnauften, die Lanzenflaggen im Winde fröhlich, wie ein Vogelschwarm über den roten Reitern flatternd, dahinschwebten, und die aufgenommenen Säbel der Offiziere und Wachtmeister in der Sonne blitzten. Und wenn dann die Trompeten das Lied vom Feldmarschall Blücher gegen die Häuserwände schmetterten: "Was blasen die Trompeten? - Husaren heraus!", dann blitzten die Augen der alten und jungen Stolper beiderlei Geschlechts, der Männer, weil sie sich ihrer eigenen Dienstzeit erinnerten, als sie aufgereckt durch die Straßen ihrer Garnisonstadt marschierten oder ritten und manchen bewundernden Blick einfingen, - der Frauen, weil sie sich vielleicht an manches verschwiegene Stelldichein als wohlbehütetes Töchterlein mit einem flotten Husaren erinnerten, der sich in vielen Fällen im Laufe der Jahre zu einem sittenstrengen, gesetzten Haushaltungsvorstand entwickelte, - und nicht zuletzt die Augen der kleinen und größeren Mägdelein, denen der Anblick der stolzen Reiter das Herz höher schlagen ließ. Auch flogen zahlreiche verständnisvolle Blicke hinüber und herüber.

Die Ruhe, die Geschlossenheit und die Haltung dieser Reitergruppe sprachen für sich. Auf jedem Gesicht konnte man lesen: Ich bin Husar meines Königs! Mein Dienst ist ein Ehrendienst als Beschützer des Landes, als Beschützer des deutschen Volkes, als Beschützer meiner Lieben daheim. Und im gleichen Sinne waren auch die frohen Mienen und freundlichen Grüße der Bürger zu werten, die Rittmeister v. Rathenow mit dem Säbel salutierend erwiderte.

Stolp war seit über hunderfünfzig Jahren eine Husarenstadt, aus der das Regiment einfach nicht fortzudenken war.

Um Fingsten herum wurden wir beiden Fannenjunker Gefreite. So trugen wir auf jeder Seite unseres Attilakragens einen größeren silbernen Adlerknopf.

Zu einem Ereignis besonderer Art gestaltete sich die Regimentsbesichtigung. Hierzu wurde der Kommandierende General des XVII. Armeekorps, General der Kavallerie v. Mackensen, erwartet.

Bei hellem Sonnenschein hatte das ganze Regiment auf dem Exerzierplatz in Linie Aufstellung genommen. Die Oberleutnants und Leutnants vor ihren Bügen, die 5 Eskadronchefs vor den Eskadrons mit ihrem Trompeter und vor diesen allen der Kommandeur mit dem Major beim Stabe, dem Adjutanten und dem Stabstrompeter. Lustig flatterten die Lanzenflaggen über der langen Reiterlinie der roten Husaren. Über allen lag eine Spannung, die der Bedeutung des Tages entsprach. Immer wieder wurde die Richtung korrigiert. Wenn auch die Pferde wie die Denkmäler standen, so gab es doch durch einen unvermeidbaren Seitendruck - die Husaren standen Bügel an Bügel - eine, für einen Laien kaum sichtbare Bewegung.

Der Kommandeur richtete sich plötzlich im Sattel auf und scharf klang sein: "Regiment! Still gesessen! - Augen rechts!" in den Morgen hinein. Dann galoppierte er einer kleinen Reitergruppe, die sich vom entgegengesetzten Rande des Exerzierplatzes näherte, entgegen, um dem Kommandierenden General des XVII. Armeekorps, dem General der Kavallerie August v. Mackensen - um diesen und seine Begleitung handelte es sich - Meldung zu erstatten.

Es war ein höchst eindrucksvolles Bild, den General, gerten-schlank und aufgerichtet wie ein Jüngling auf die Mitte des Regiments zusprennen zu sehen. Unter der Pelzmütze der Ersten Leibhusaren, deren Uniform er stets trug, leuchtete sein Silberhaar.

Er parierte seinen Schimmel durch und hell klang sein Gruß uns entgegen: "Guten Morgen! Blücherhusaren!" Und aus sechshundert Kehlen schmetterte die Antwort: "Gun' Mojn! Du' Exzellenz!"

Der General ritt alsdann die Front ab, und jeder Husar hatte den Eindruck, daß der hohe und beliebte Vorgesetzte ihm bis ins Herz schaute.

Eine Paradeaufstellung mit folgendem Vorbeimarsch beendete die Besichtigung. Diese verlief, soweit ich dies damals als Fahnenjunker beurteilen konnte, bestens.

Noch vor dem Abrücken des Regiments vom Platz wurden die beiden Fahnenjunker, Aute v. Hanstein und ich, zum Regimentskommandeur befohlen und ihnen ihre Beförderung zum Fahnenjunker-Unteroffizier bekanntgegeben.

Da das neue Kasino noch im Bau war und das alte Kasino in einer Stadtvilla nicht ausreichte, fand das anschließende Frühstück mit dem Kommandierenden im Saalokal "Kaufmanns Wallhaus" statt. - In der Freude über unsere Beförderung bestellten Aute und ich uns "Kullerpfirsich". Die großen Pokale faßten außer dem Pfirsich eine halbe Flasche Sekt. Wir hatten indessen nicht bedacht, daß man uns ob unserer Beförderung zuprosten würde. Bei jedem Zutrink eines Offiziers hatten wir unser Glas zu leeren. So nahte sich nur allzubald das Verhängnis. In kurzer Zeit hatte sich jeder von uns zwei Flaschen Henkel einverleibt.

Aute und ich hatten die Absicht, am Nachmittag am Strande von Stolpmünde seine Schwestern und zwei seiner Kusinen zu treffen. Als ich mich auf diese Verabredung besann, lag ich auf einer Chaiselongue in einem dunklen Zimmer, das nur schwach von einer Straßenlaterne erhellt wurde und konnte mir beim besten Willen nicht klar werden, wo ich mich befand und wie ich in diese Situation gelangt war. Als ich so langsam meine Umgebung in Augenschein nahm, stellte ich fest, daß ich mich im Mietzimmer des Einjährigen Schillow befand im Hause des Bäckermeisters Teichert in der Holstentorstraße. Auch war es 10 Uhr abends, so daß aus dem netten Rendezvous in Stolpmünde nichts mehr werden konnte. Ähnlich war es meinem Leidensgenossen Aute ergangen. Am folgenden Sonnabend haben wir uns dann voller Zerknirschung bei den jungen Damen entschuldigt. Wir waren selbstverständlich dienstlich verhin-

dert gewesen, was ja auch tatsächlich der Fall war, denn auch das Ex-Trinken war Dienst!

An den Wochentagen traf sich "ganz Stolp" um 5 1/2 Uhr nachmittags zum Bummel in der Neutorstraße. Dort flanierte die weibliche Jugend, die Gymnasiasten, die unverheirateten Offiziere, jüngere Herren vom Lande und natürlich auch die Fahnenjunker und die Herren Einjährigen. Für die beiden letzten Kategorien war dies mit Umständen verknüpft, denn sie mußten vor ihren direkten Vorgesetzten "Front" machen. Dies war eine ballettartige Straßenvorstellung. Ging man zu zweit oder zu dritt, so mußten die Betreffenden beim Näherkommen eines Eskadronsoffiziers (genau 6 Schritte vorher) vom Bürgersteig auf den Damm treten, sich in Reihe hintereinander ordnen und auf das Zeichen "Pßt!" des Vordersten alle im gleichen Tempo mit "rechts bzw. links um" mit Front zu dem Vorgesetzten stillstehen. War der Vorgesetzte vorüber, machten die Untergebenen auf ein neues "Pßt!" eine Wendung in die alte Richtung mit ruckartigem Einknicken des Standbeines und traten in Reihe mit dem linken Fuß wieder hintereinander an, um sich dann wieder nebeneinander in bequemer Haltung zu ergehen bis zur nächsten Begegnung mit den Offizieren.

Die Offiziere empfanden die unteren Chargen auf dem Bummel aus "Konkurrenzgründen" als lästig. Sie winkten infolgedessen nicht vorher ab, sondern ließen bei jeder Begegnung das männliche Ballett in Aktion treten. Aber sie erreichten genau das Gegenteil. Die kleinen Mädchen zeigten den so exakt auf der Straße exerzierenden jungen Husaren mehr Beachtung als den älteren Leutnants (so erschien es uns damals). Und so verblieben wir unsere Stunde auf dem so beliebten Bummel.

Auch die Damen der Stolper Gesellschaft benutzten diese Bummelstunde für kleine Einkäufe, um sich mit ihren Männern oder Freunden anschließend im "Cafe Reinhard" ans Fenster zu setzen.

Im Kasino hatten wir Junker außer der Zubereitung des Salates besondere Formen zu beachten, die für uns selbstverständlich waren, indessen in der heutigen Zeit, die gute Manieren für undemokratisch hält, ungewöhnlich anmuten müssen.

Im großen Rahmen bestanden diese Gepflogenheiten darin, daß wir - wie gesagt - als erste zum Abendessen zur Stelle waren, jeden eintretenden Offizier durch "Stillstehen" in vorbildlicher Haltung begrüßten, schwiegen, bis wir angesprochen wurden, als letzte am Tische Platz nahmen, wenn man uns austrank in die Höhe sprangen und in strammer Haltung das Glas leerten, auch untereinander uns nicht unterhielten und das Kasino erst verließen, nachdem der letzte Offizier gegangen war.

Blieb dieser im Lesezimmer bis 24 Uhr mit Zeitungen oder einem Buch sitzen, saßen wir ebenfalls schweigend und lesend auf Stühlen, nicht etwa bequem in einem Sessel, um ihm beim Gehen unsere Monneurs zu machen. Nur eine Einladung konnte uns hiervon entbinden.

Ende August ging es ins Manöver. Aute machte dieses nicht mehr mit, da er das Glück hatte, zur Kriegsschule nach Kassel kommandiert zu werden. Die 14 Tage, welche er vor mir eingetreten war, genügten gerade für die erforderliche Dienstzeit bei der Truppe. Die nächsten Kriegsschulen begannen mit den Lehrgängen erst im November. So mußte ich fast ein Vierteljahr warten. Ich habe es nicht bereut, noch als Fähnenjunkere-Unteroffizier ein Manöver mitgemacht zu haben.

In Tagesmärschen von ca. 30 km ritt das Regiment von Hinterpommern nach Westpreußen hinein. Mal lagen wir auf Rittergütern, mal bei großen, aber auch kleinen Bauern im Quartier. Von Groß und Klein wurden wir Husaren mit herzlichster Gastfreundschaft aufgenommen. Dort, wo kein besonderer Raum für einen Gast vorhanden war, mußten wir erleben, daß das Ehepaar uns das eigene Schlafzimmer, manchmal, bei noch größerem Raumangel, nur die eigenen Betten zur Verfügung gestellt hatten, um sich selbst auf den Leuboden zu verfügen. Eine Ablehnung hätte die guten Menschen zu tiefst verletzt.



1942

1942

1942

1942

1942

1942

1942

Was aber die Bauernquartiere zur Qual machte, waren die gebratenen oder in fetter Nudelsuppe schwimmenden Riesenhähne, die sogenannten "Manöveradler". - In drei Wochen womöglich fünfzehnmal Hahn oder Huhn, und dazu von übernatürlicher Größe! Und hier galt es auch "aufessen!", um nicht zu verletzen.

Die Offiziere holten sich ihre Burschen zu Hilfe, obgleich diese von den Quartierwirten nicht minder verwöhnt wurden. Ich zitierte meinen Putzer Schimanski. So ein Hahn durfte der Knochen wegen nicht einfach verschwinden, denn daß der Quartiergast an "Knochenfraß" litt, hätten einem die guten Menschen nicht abgenommen. So mußten Burschen oder Putzer unter Aufsicht ihrer Herren das Geflügel bis auf das Gerüst vertilgen. Auch ihnen hingen die "Adler" allmählich im wahren Sinne des Wortes zum Halse heraus.

Bei einer größeren Kavallerieübung im Herbst 1909 kam das Regiment auch durch unser Nachbardorf Karschin. Wir sahen Eibenfelde auf der anderen Seite des Karschiner Sees liegen. Doch ritten wir durch bis Czersk, unserer Bahnstation. Mein Eskadronchef erteilte mir netterweise für einen halben Tag Urlaub, so daß ich einen Nachmittag bei den Eltern in Eibenfelde verbringen konnte.

Nach dem Herbstmanöver, das uns über Thorn bis Posen führte, kam die Zeit der Reitjagden. Bereits vor der Regimentsbesichtigung hatte ich mein Pferd gewechselt, denn mein Schaukelpferd "Quast" mußte einem der hohen Herren in der Begleitung des Kommandierenden Generals zur Verfügung gestellt werden. Mein neues Pferd war ein neunjähriger stichelhaariger Fuchswallach namens "Zelter", ein eiserner Ostpreuße. Abgesehen davon, daß er sich beim Durchschwimmen der Weichsel bei Fordon als hervorragender Schwimmer bewährte, war er ein gutes, sicheres Jagdpferd.

Das Jagdreiten war doch der Höhepunkt allen Reitens. Das Regiment besaß 7 Koppeln Bräcken. Diese waren hinter dem Stall einer Eskadron in einem großen Zwinger untergebracht und wurden von einem Sergeanten betreut. Die Meute wurde auf den Jag-

den von Oberleutnant Moritz geführt. Auch war ein Zwinger für Füchse vorhanden. Eine lange Laufbahn ermöglichte für letztere ein gutes Lauftraining, um Lunge und Läufe zu üben. Der Fuchs sollte ja auch eine Chance haben, den Hunden und den Reitern zu entwischen. Es handelte sich aber in jedem Jahr nur um drei bis vier Füchse. Die meisten Jagden wurden mit Schleppe geritten. Die Schleppe bestand aus einem mit Fuchsjauche getränkten Schwamm in einem Netz, das von einem Reiter vor Beginn der Jagd an einer Leine auf der ausgesuchten Jagdstrecke über den Erdboden gezogen wurde. Auf diese Schleppspur wurden die Hunde angesetzt.

Entweder erwartete der die Strecke aussuchende Offizier am Ende der Jagdstrecke das Jagdfeld, um dann davonzureiten, um sich von einem Verfolger, nachdem der Master, bei uns der Kommandeur, die Jagd freigegeben hatte, den am Achselstück befestigten Fuchsschwanz abnehmen zu lassen, oder es war am Ende der Strecke ein kleiner Galgen mit einem Fuchsschwanz aufgestellt, den die Reiter im Wettkampf zu erobern suchten. Auf dieser letzten Strecke befand sich meistens ein schlecht erkennbares, grobes Hindernis, oft ein knuffiger Graben mit steilen Wänden. Fast jede dritte Jagd ging durch die Stolpe mit steilem Einsprung, so daß die Pferde untertauchten.

Diese Zeit der Jagden war für mich ein herrlicher Abschluß meiner Junkerzeit im Regiment.

Im November 1909 ging es dann auf die Kriegsschule in Neisse/Oberschlesien. Neisse machte mit vielen historischen Bauwerken und einer Anzahl wunderbarer Kirchen jeglichen Baustils den Eindruck einer alten, wohlhabenden deutschen Stadt. Manches Gebäude erinnerte noch an die österreichische Zeit vor dem siebenjährigen Kriege. Die alten Festungsanlagen waren noch so erhalten, wie sie von Friedrich dem Großen erbaut worden waren. Der Holzfußboden in den Kasematten und deren Mauern waren so trocken, daß man den Eindruck gewann, alles wäre erst vor kurzer Zeit fertiggestellt worden. So war das Fort Preußen, an dem wir Fahnenjunker und Fähnriche praktischen Pionierunterricht hatten, eine historische

Sehenswürdigkeit erster Ordnung.

Hier auf der Kriegsschule wurde ich nach dem Tentamen (Zwischenprüfung) zum Fähnrich ernannt. Ich erhielt hiermit das silberne Portepee an den Säbel. Im Juli 1910 erfolgte die Offizierprüfung.

Nun zogen alle Fähnriche des Kriegsschullehrganges 1909/10 in Neisse wohlgemut zu ihren Regimentern zurück.

Die Richtlinien, nach denen wir zum Offizier erzogen worden waren, gibt am besten die Allerhöchste Einführungsordre Kaiser Wilhelms I. zur Verordnung über die Ehrengerichte vom 2. Mai 1874 wieder, in der es heißt:

"Ich erwarte daher von dem gesamten Offizierkorps Meines Heeres, daß ihm, wie bisher, so auch in Zukunft, die Ehre das höchste Kleinod sein wird; dieselbe rein und fleckenlos zu erhalten, muß die heiligste Pflicht des ganzen Standes, wie des Einzelnen bleiben. Die Erfüllung dieser Pflicht schließt die gewissenhafte und vollständige Erfüllung aller anderen Pflichten des Offiziers in sich. Wahre Ehre kann ohne Treue bis in den Tod, ohne unerschütterlichen Mut, feste Entschlossenheit, selbstverleugnenden Gehorsam, lautere Wahrhaftigkeit, strenge Verschwiegenheit, wie ohne aufopfernde Erfüllung selbst der anscheinend kleinsten Pflichten nicht bestehen. Sie verlangt, daß auch in dem äußeren Leben des Offiziers sich Würde ausdrücke, die aus dem Bewußtsein hervorgeht, dem Stande anzugehören, dem die Verteidigung von Thron und Vaterland anvertraut ist. Der Offizier soll bestrebt sein, nur diejenigen Kreise für seinen Umgang zu wählen, in denen gute Sitte herrschend ist, und darf am wenigsten an öffentlichen Orten aus dem Auge lassen, daß er nicht bloß als gebildeter Mann, sondern auch als Träger der Ehre und der gesteigerten Pflichten seines Standes auftritt. Von allen Handlungen, welche dem Ruf des Einzelnen oder der Genossenschaft nachteilig werden können, besonders von allen Ausschweifungen, Trunk und Hazardspiel, von der Übernahme solcher Verpflichtungen, mit denen auch nur der Schein unredlichen Benehmens verbunden sein könnten, vom hazardmäßigen Börsenspiel, von der Teilnahme an Erwerbsgesellschaften, de-

ren Zweck nicht unantastbar und deren Ruf nicht tadellos ist, sowie überhaupt von jedem Streben nach Gewinn auf einem Wege, dessen Lauterkeit nicht klar erkennbar ist, muß der Offizier sich weit abhalten. Sein Ehrenwort darf er nicht leichtsinnig verpfänden.

Je mehr anderwärts Luxus und Wohlleben um sich greifen, um so ernster tritt an den Offizierstand die Pflicht heran, nie zu vergessen, daß es nicht materielle Güter sind, welche ihm die hochgeehrte Stellung im Staate und in der Gesellschaft erworben haben und erhalten werden. Nicht nur, daß die kriegerische Mächtigkeit des Offiziers durch eine verweichlichende Lebensweise beeinträchtigt werden könnten, sondern völlige Erschütterungen des Grundes und Bodens, worauf der Offizierstand steht, ist die Gefahr, welche das Streben nach Gewinn und Wohlleben mit sich bringen würde.

Je freier die Offizierkorps treue Kameradschaft und richtigen Korpsgeist pflegen, um so leichter werden sie Ausschreitungen vorbeugen, auf Abwege geratene Kameraden in die richtigen Bahnen zurückleiten, unnütze Händel und unwürdige Zänkereien vermeiden. - Niemals darf das berechtigte Selbstgefühl des Offiziers in Mangel an Achtung oder Überhebung gegen andere Stände ausarten. Je mehr der Offizier seinen Beruf liebt und je höher er dessen Zwecke auffaßt, um so mehr wird er ermessen, in wie hohem Grade das volle Vertrauen aller Stände zum Offiziersstande eine Bedingung für die erfolg- und ruhmreiche Lösung der letzten und höchsten Aufgabe des Meeres ist."

In diesem Sinne lebte das Offizierkorps; und es wirkten die älteren Kameraden auf die jüngeren ein, schon an dem gemeinsamen Mittagstisch der Junggesellen im Offizierkasino, wo völlig unmerkbar das Beispiel der Oberleutnante zur Wacheiferung zwang.

Kaum daß ich in Stolz wieder gelandet war, mußte ich dem Regiment nachreisen, das an einer größeren Übung beteiligt war.

Während meiner Kriegsschulzeit war Oberst v. Bitter mit dem Rang eines Generalmajors wegen Erreichung der Altersgrenze verabschiedet worden, und Oberleutnant v. Uckermann hatte

als Kommandeur das Regiment übernommen.

In einer Gefechtspause fand auf dem Manöverfeld meine Wahl zum Offizier des Husarenregiments statt.

Zu diesem Zweck versammelte der Kommandeur das Offizierkorps um sich und stellte mich, den Fähnrich, zur Wahl. Jeder Offizier mußte seine Stimme abgeben. Der jüngste Offizier hatte sich als erster zu äußern, die nächstjüngsten folgten. Hatte ein älterer Offizier Bedenken, so sollten die jüngeren Herren hierdurch nicht beeinflusst werden. Nach erfolgter Wahl wurde ich zum Degenfähnrich ernannt und das Wahlergebnis dem Militärkabinett gemeldet. Als Degenfähnrich erhielt ich die Erlaubnis zum Tragen des Offiziersäbels; außerdem durfte ich außer Dienst den dunkelblauen Interimsattila, aber nur mit weißer Seidenverschnürung, tragen. Hierzu kam ich nur selten, da das Regiment in diesen Wochen dauernd unterwegs war.

Drei Tage vor der Kaiserparade des XVII. Armeekorps, am 22. 8. 1910 wurde mir im Manöverquartier meine Ernennung zum Leutnant der Kavallerie vom Kommandeur bekanntgegeben. Meine Offizierausrüstung, Uniform, Pelzmütze, kleine Mütze, Sattel und Zaumzeug führte ich bereits im Gepäck bei mir. Am nächsten Morgen meldete ich meine Ernennung zusammen mit dem Leutnant Kunzen vom 1. Leibhusarenregiment dem Kommandierenden General, General der Kavallerie v. Mackensen, auf dem Manöverfeld.

Die "Woche", eine viel gelesene illustrierte Zeitschrift, brachte dieses immerhin unbedeutende Ereignis im Bild. Dies hatte zur Folge, daß ich eine Flut von Glückwünschen erhielt, für die ich mich erst nach Wochen bedanken konnte.

Die Quartiere der Blücherhusaren lagen auf den Gütern und in den Dörfern der Danziger Höhe. Fieberhaft wurde an den Vorbereitungen zur Kaiserparade gearbeitet.

Am Paradedate sammelte sich das Regiment bereits in den frühen Morgenstunden vor den Toren von Langfuhr. Dort, auf dem Exerzierplatz der beiden Leibhusarenregimenter sollte das große militärische Schauspiel abrollen.

Mit den Blücherhusaren rückten auch die anderen Truppenteile des XVII. Armeekorps auf den Platz.

Wie es bei den "Preußen" üblich war, ging das Rangieren der Regimenter zur Paradeaufstellung ohne viel Lärm, in Ruhe, mit kurzen Kommandos vor sich.

Da mir in den paar Tagen seit meiner Rückkehr zum Regiment noch kein Zug zugeteilt worden war, hatte ich mich zu den berittenen militärischen Zuschauern, wie z. B. der Begleitung des Kaisers, der fremden Militärattachés und der berittenen Reserveoffiziere, zu begeben, die vor der Ehrentribüne Aufstellung nahmen. Wenn ich einesteiis auch betrübt war, nicht mit dem Regiment vor meinem obersten Kriegsherrn vorbeidefilieren zu können, so hatte es anderenteils den Vorteil, den Vorbeimarsch aller Truppenteile, einschließlich der in Danzig stationierten Marine-Einheiten, unmittelbar neben der Suite des Kaisers mitzuerleben.

Als ich vor der Tribüne ankam, hatte ich die große Freude, in der vordersten Reihe meine Eltern und Schwestern in meiner neuen Würde als Leutnant begrüßen zu können.

Heller Sonnenschein lag über dem Feld. Eine leichte, kühlende Brise wehte vom Meere her. In langer Front standen die Regimenter uns gegenüber. Ein unbeschreibliches Bild, gewaltig, schön und erregend. Über den sechs Kavallerieregimentern flatterten scharf im Winde tausende von weiß-schwarzen Lanzenflaggen. Darunter leuchteten die schwarzen, roten, weißen, blauen und hellgrünen Monturen der Reiterei. Bei der Infanterie blitzten die Helme, die Knöpfe, das Lederzeug, die Waffen. Über dem flimmernden Weiß der Paradehosen das dunkle Blau der Waffenröcke mit roten Kragen und Armelaufschlägen. Im zweiten Treffen sah man die Feldartillerie des Korps. Hell leuchteten die weißen Bandoliere auf den dunkelblauen Waffenröcken. Weit hinten am linken Flügel leuchteten die weißen Blusen der Matrosen.

Von der Südseite des großen Platzes erschallten plötzlich helle Kommandos. Auf der Tribüne hinter mir trat Unruhe ein. Die berittenen Offiziere neben mir reckten die Häuse und setzten



Ihre Königliche Hoheit  
Prinzessin Viktoria Luise  
von Preußen  
Chef des 2. Leib-Husaren-Regiments  
Königin Victoria von Preußen Nr. 2



sich in Positur. Die Kaiserhymne klang am rechten Flügel beim ersten Infanterieregiment auf. Der Kaiser war zu Pferde am rechten Flügel eingetroffen, um nach der Meldung des Kommandierenden Generals die Front entlangzureiten. Neue Kommandos, eine neue Regimentskapelle setzte mit ihrem Spiel ein. Wie ein Blitz leuchteten beim Präsentiergriff die annähernd 2 000 Gewehre jedes Regiments auf. Die Klänge der Regimentskapellen rückten immer näher. Auch hörte man jetzt deutlich den mitwirkenden Schlag der Spielmansszüge, die schrillen Querpfeifen. Beim Einsetzen der Musik des gegenüberstehenden Infanterieregiments erkannte ich den Kaiser an der Spitze seiner Suite, darunter der Kronprinz, Prinz Eitelriedrich, Prinz Oskar und zu aller großen Freude, Prinzessin Viktoria Luise in der Uniform der 2. Leibhusaren, deren Chef sie war. Neben dem Kaiser ritt hochauferichtet unser Kommandierender General, August v. Mackensen, in der Uniform der 1. Leibhusaren, in deren Reihen er als Einjähriger Unteroffizier den Feldzug von 1870/71 mitgemacht hatte. Ursprünglich Landwirt, hatte er sich von den Offizieren des Regiments überreden lassen, aktiver Offizier zu werden. So war er im Laufe der Jahre auch Eskadronchef und später Regimentskommandeur der schwarzen Husaren geworden. Bei seiner Beförderung zum Generalleutnant erhob ihn der Kaiser in den erblichen Adelstand.

Während der Kaiser im Schritt an uns vorüber ritt, salutierten die berittenen Schlachtenbummler vor der Tribüne. Die Zuschauer auf der Tribüne hatten sich erhoben, die Herren entlöbten ihre Häupter. Als der Kaiser die Kavallerie erreichte, klang die Kavallerie Paradepost auf, die dann in die Kaiserhymne überging. Hell schmetterten die Trompeten, dumpf dröhnten die Kesselpauken, eigenartig und faszinierend. Ein farbenprächtiges Bild. Trotz der Ruhe in den Reiterreihen war eine ständige leichte Bewegung wahrnehmbar, war es das Nicken der Pferdeköpfe, war es die lebhaft bewegte Wolke der 3 000 flatternden Lanzenflaggen über dem Bunt der Reiter. Nachdem der Kaiser die Front der Artillerie und der Festungstruppen entlanggeritten war, begab er sich auf den Platz vor der Tribüne, um den Vorbeimarsch abzunehmen.

Hier war unterdessen die Kaiserin Auguste Viktoria in der Uniform des Kürassier-Regiments "Königin" in Begleitung einer Prinzessin in einer mit vier Trakehner-Rappen bespannten Viktoria erschienen, um auch in den Sattel zu steigen. Nachdem der Kaiser die Kaiserin in chevalleresker Form begrüßt hatte, erhob er seinen Marschallstab zum Gruß zu uns Berittenen herüber und dann zu der Tribüne.

Während dessen hatten sich die Truppenteile zum Vorbeimarsch formiert. Der Kommandierende meldete sich bei Seiner Majestät ab und galoppierte auf die Truppe links von uns zu. Vor dieser hatte bereits der Chef des Generalstabes des Korps, Oberst Dickhut, der Korpsadjutant, Major v. Uchtritz (in der Armee bekannt unter dem Spitznamen "Die Ente") in der Uniform der braunen Schillhusaren und die Offiziere des Korpsstabes Aufstellung genommen.

Hell schallte die Stimme des Generals über den Platz. Es folgten die Kommandos des vordersten Divisionskommandeurs, Generalleutnants v. Braunschweig, und in schneller Folge die Kommandos des Regimentskommandeurs, des Bataillonkommandeurs und des vordersten Kompaniechefs. Der Korpsstab setzte sich in Bewegung. Ihm folgte der Divisionsstab und diesem der Brigadestab.

Mit größerem Abstand vor der ersten Kompanie rückte der Regiments-Spielmannszug und die Regimentsmusik mit klingendem Spiel heran. Vor dem Kaiser schwenkte die Musik zum Vorbeimarsch ein.

Auch der Regimentskommandeur galoppierte, nachdem er salutierend den Kaiser passiert hatte, in großer Volte zur Meldung an die Seite des obersten Kriegsherrn. Und so folgte Regiment auf Regiment, Division auf Division.

als erste trat die 35. Infanterie-Division an. An der Spitze das Infanterieregiment v. Borcke (4. Pommersches) Nr. 21, Gründungsjahr 1813. Ein prachtvoller Anblick. Jede Kompanie in zwei Gliedern, d. h. in Kompaniefront. Im Takt des Friderikus-Rex-Marsches rückte schwungvoll im Paradeschritt und in vorbildlichem Gleichmaß die Wand der stolz aufgerichteten Soldaten heran. Die Gewehre lagen in mustergültiger

Richtung an den Schultern. Selbstbewußtsein strahlte aus den Augen eines jeden Mannes; rank und elegant die Leutnants auf den Flügeln und in der Front der ersten Glieder. In schnurgerader Richtung folgte Kompanie auf Kompanie, Bataillon auf Bataillon.

Dem Regiment Borcke folgte das Infanterie Regiment v. d. Marwitz (8. Pommersches) Nr. 61, Gründungsjahr 1860; diesem das erst 1890 aufgestellte Kulmer Infanterieregiment Nr. 141 und das Westpreußische Infanterieregiment Nr. 176.

Hierauf rückte die 36. Division an, bestehend aus dem Gaudenzer Infanterieregimentern Nr. 129, gegründet 1881, und Nr. 175, gegründet 1897. Nun folgten die beiden Danziger "Haus"-Regimenter, das Grenadierregiment König Friedrich I. (4. Ostpreußisches) Nr. 5, das vom Kurfürsten Friedrich III. im Jahre 1689 aufgestellt wurde, mit schwarzen Helmbüschchen und Grenadierlitzten auf Kragen und Ärmelaufschlägen mit seinem Brigade-Regiment Nr. 128, gegründet 1881. Diese beiden Regimenter waren mit der Stadt Danzig und ihren Bürgern aufs engste verwachsen.

Beim Anrücken eines jeden Regiments durchflutete die Zuschauer auf der Tribüne und die Tausende von Schaulustigen an der kilometerlangen Platzgrenze eine frohgestimmte, ich kann sagen stolze Erregung. Es hatten doch viele von ihnen bei einem der Regimenter ihrer Dienstpflicht genügt. Mancher Vater sah seinen Sohn und mancher Großvater seinen Enkel hier als stolzen Soldaten oder auch als Unteroffizier, Feldwebel oder auch als Offizier vor dem Obersten Kriegsherrn, seinem Kaiser und König, vorbeidefilieren.

Den Schluß der Fußtruppen machten das Kulmer Jägerbataillon Fürst Bismarck (Pommersches) Nr. 2, wie alle Jäger- und Schützeneinheiten wegen der vielen Freiwilligen aus dem Forstfach als Elitetruppe angesehen, gegründet 1744, und das 1. Westpreußische Pionierbataillon Nr. 17, gegründet 1890. Das dunkle Grün und Rot der Jäger und das dunkle Blau und Schwarz der Pioniere bildeten einen munteren Kontrast zu dem blau-roten großen Block der vorausmarschierenden Infanterieregimenter.

Staub wirbelte auf. Die Paradepost berittener Truppen klang auf. Meran rollte die Feldartillerie des Korps.

An der Spitze das Graudenzener Feldartillerieregiment Großkomtur Nr. 71, gegründet 1899; ihm folgten das Westpreußische Feldartillerieregiment Nr. 35 aus Deutsch-Eylau, gegründet 1890, das 2. Westpreußische Feldartillerieregiment Nr. 36 aus Danzig, gegründet 1890, und das Feldartillerieregiment Hochmeister Nr. 72 aus Marienwerder, auch erst 1899 aufgestellt.

Wieder ein Achtung gebietender Anblick! - 288 feldgraue Geschütze, mit sechs Pferden bespannt und vom Sattel aus gefahren. Golden funkelten in der Sonne die blanken Kugeln und Beschläge auf den Helmen; hell leuchtete das weiße Lederzeug der Fahrer und Kanoniere auf den Sattelpferden und auf den Protzen und Geschützen. Ernst und würdig wirkten die dunkelblauen Waffenröcke mit den schwarzen Kragen und Aufschlägen, die bei den Offizieren aus Samt waren; sehr wirkungsvoll die goldenen Bandolier der Offiziere. Eindrucksvoll das hervorragende Pferdmaterial, dessen Zuchtgebiete im Hannoverschen, Oldenburgischen und Holsteinischen lagen.

Nachdem die Staubwolke der letzten Batterie sich verzogen hatte, rückte die farbenprächtige Masse der Kavallerie heran. Lastig schwebte über den tausenden von Reitern, wie eine große Wolke weiß-schwarzer Vögel, die Unzahl der Lanzenflaggen. - Es sei hier betont, daß sämtliche Reiterregimenter der alten deutschen Armee Lanzen führten und nicht nur, wie es so oft zu lesen ist, die Ulanen. Ursache dieser weitverbreiteten Ansicht ist der Umstand, daß die Ulanen die ersten mit Lanze ausgestatteten Reiterregimenter waren.

Und wieder setzte sich General der Kavallerie v. Mackensen an die Spitze seiner Reiterei.

Hochaufgerichtet im Schulsitz galoppierte dieses lebende Standbild eines Reiterführers auf seinem Prachtschimmel heran. Unter der braunen Ottermütze mit dem roten Kalpak und dem weißen Reiherstutz leuchtete das Silberhaar. Der



4. 1914  
 The band of the 1st Cavalry Division, U.S. Army, at Fort Huachuca, Arizona.  
 U.S. ARMY.

Det. 7th Cavalry  
 No. 1000



5. 1914  
 Two members of the 1st Cavalry Division, U.S. Army, at Fort Huachuca, Arizona.  
 U.S. ARMY.



THE  
RECORD  
OF THE  
MOUNTAIN  
MEN

THE  
MOUNTAIN  
MEN

schwarze, silberverschnürte Pelz mit grauem Krimmerbesatz flatterte über der linken Schulter. Die schwarze, rotumrandete und silbern bestickte Paradeschabracke vervollständigte dieses grandiose Bild. Gelassen erhob sich die Säbelfaust bis in Brusthöhe und langsam senkte sich der leicht gekrümmte Husarensäbel zum Salut vor Seiner Majestät, dem Kaiser und König. Ihm folgte im Abstand der Kommandeur der Leibhusarenbrigade.

Im Schritt rückte die Front des 1. Leibhusarenregiments, gegründet 1741, das in seiner Gesamtheit auf Schimmeln beritten war, unter den Älängen der Paradeplatz heran. An der Spitze des Trompeterkorps der Kesselpauker. Hoch flogen seine Arme, die Schlägel sekundenlang über der Pelzmütze gekreuzt, dann auf die mit bestickten Behängen gezierten Pauken herabzuckend. Die roten Haarbüschel auf den Pelzmützen der Trompeter hoben sich wirkungsvoll vom blauen Himmel ab.

Beim Hinschwenken des Trompeterkorps in Höhe des Kaisers setzte sich der Regimentskommandeur zur Meldung in Galopp. Wichtig und feierlich klang der Hohenfriedberger Marsch auf.

Ein grandioser Anblick, diese schwarzen Reiter auf den herrlichen Schimmeln. Die vier Züge jeder Eskadron in einer Front.

Dem ersten Regiment folgten die 2. Leibhusaren. Das Trompeterkorps auf Rappen, ansonsten das ganze Regiment auf Rappen und dunkelbraunen Pferden beritten. An der Spitze des Regiments Prinzessin Viktoria Luise in der schwarz-silbernen Attila auf einem bildschönen Trakehner Rappen. Die herunter genommenen, unter dem Kinn zugehakten Schuppenketten der Pelzmütze ließen ihr junges Gesicht fast knabenhaft erscheinen. Als sich die Prinzessin zur Meldung bei ihrem Vater in Galopp setzte, kannte die Begeisterung der Zuschauer keine Grenzen, war sie doch die von Alt und Jung geliebte, einzige Tochter des Kaiserpaares.

In eleganter Volte nahm die Prinzessin neben ihrem kaiserlichen Vater Aufstellung.

Das 2. Leibhusarenregiment wirkte mit seinen Farben Schwarz und Weiß bzw. Silber und den schwarzen Lanzenflaggen mit weißem Totenkopf in seiner Gesamtheit ernster als die ersten Leibhusaren.

Hier muß ich erwähnen, daß beide Regimenter an der Felzmütze sowohl als auch an der sogenannten kleinen Mütze einen silbernen Totenkopf trugen. Sie wurden daher auch im Volksmunde "Die Totenkopfhussaren" genannt, aber nicht im abwertenden Sinne. Die "SS" Hitlers ähnelte mit ihren schwarzen Röcken und dem Totenkopf an der Schirmmütze und auf den Kragenecken die Uniform dieser, bereits im Jahre 1741 gegründeten Regimenter nach. Der Totenkopf, dieses ernste Emblem, sollte doch nur zeigen, daß der Träger sich mit seiner ganzen Person für seinen König und sein Vaterland einsetzen wollte. Und im gleichen Sinne, sich für das deutsche Volk und für die deutsche Heimat einzusetzen, trug auch die Panzertruppe der deutschen Wehrmacht dieses Zeichen. Es war dem Reichsführer der "SS" Himmler vorbehalten, das Symbol des Totenkopfes in Mißkredit zu bringen.

Doch weiter zum dritten Regiment.

Rot, weiß, silbern und schwarz kam es im Schritt heran, mein Regiment, mein Husarenregiment Fürst Blücher von Wahlstatt (1758). auf Rappen beritten das Trompeterkorps, im übrigen auf Pferden aller Farben, doch diese nach Möglichkeit auf die einzelnen Eskadrons verteilt.

Der Anblick der roten Husaren auf den rotschwarzen Parade-schabracken brachten eine frohe Note in das bisher ernste militärische Gepräge. Voraus der Brigadekommandeur, Generalmajor v. Unger. Nach diesem ritt Oberleutnant v. Uckermann, eine für einen Husaren zu gewichtige Erscheinung, ein typischer Sohn Hinterpommerns, im gelassenen Galopp zur Meldung an. Der Möllendorfer Marsch klang auf. Langsam senkte sich der Säbel des Kommandeurs zum Salut, und wie der Kommandeur, den anscheinend nichts erschüttern konnte, so zogen die fünf Eskadrons in mustergültiger Richtung und

in vorbildlicher Ruhe vorüber. Vor ihren Eskadrons die Chefs, Rittmeister v. Kamecke, Rittmeister Frhr. v. Stosch, Rittmeister v. Rathenow, Rittmeister v. Brockhausen und Rittmeister v. Michaelis. Bei der 3. Eskadron die enthüllte alte Standarte.

Es war für mich der Höhepunkt des Tages, mein Regiment an seinem höchsten Kriegsherrn vorüberdefilieren zu sehen. - Und ich war es auch, der den Offizieren über den Ablauf der Parade, von der sie alle nur einen kleinen Ausschnitt miterleben konnten, ausführlich berichtete.

Hinter den Blücherhusaren kam das Brigade-Regiment, das Jägerregiment zu Pferde, Nr. 4 (1906) aus Graudenz, eine imposante feldgrüne Masse. Das Regiment trug damals noch den Koller, einen zugehakten Rock mit breiter, dunkelgrüner Wolltresse, gelb und blau paspelirt, die vom Aragen über die Brust bis zum Kockschoß den Verschuß bildete. Bei den Offizieren war diese Verschußtresse silbern mit blauen Seitenstreifen. Auch das Lederzeug, die Pandolliere und Kartuschen waren braun, desgleichen die Stulpenhandschuhe. Als Kopfbedeckung trugen die Jäger zu Pferde einen grünier-ten Helm aus Stahlblech in Form des Kürassierhelms.

Die Paradeschabracken waren feldgrün mit dunkelgrün-blauer Umrandung, bei den Offizieren mit silberblauer Umrandung.

Die letzte Brigade bestand aus dem Ulanenregiment v. Schmidt (Zommersches) Nr. 4 (1815) aus Thorn und dem Kürassierregiment Herzog Eugen von Württemberg (Westpreußisches) Nr. 5 (1717) mit den Standorten Riesenburg, Rosenberg und Deutsch-Eylau.

Die 4. Ulanen trugen zu ihren dunkelblauen Ulanen rote Kragen, rote polnische Aufschläge und rote Rabatten (Brustlätze). Weiße Haarbüsche schmückten die schiefersitzenden Tschapkas und erweckten mit deren Wippen und Flattern den Eindruck von Übermut und Verwegenheit.

Den Abschluß bildeten die Kürassiere in weißen Kollern mit rosa Kragen und Aufschlägen, eisenblanken Kürassen (Brustpanzer) und gleichen Helmen.

Wuchtig und schwer rückte die breite silbern und weiß blinkende Reiterwand heran; der Kesselpauker mit schwarzem Vollbart weit voraus vor dem Trompeterkorps.

Der Lanzenwald überragte durch die größeren Pferde und die größeren Reiter das ganze Paradefeld. Ein Abglanz der längst versunkenen Ritterzeit.

Im Jahre 1717 gegründet, blickte dieses Regiment auf eine ruhmreiche Geschichte zurück. Dieses stolze Regiment beschloß das grandiose Bild lebendiger Tradition, einer Tradition, die keineswegs verstaubt war, wie es nur allzugern von Gegnern demokratischer Prägung bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit behauptet wurde, aber auch von militärischen Weidern, denen der Anblick eines schlanken, sehnigen und vielleicht auch ein wenig übermütigen Kavallerie-leutnants die Galle und auch die Schilddrüse überlaufen ließ.

Alle diese Regimenter waren, wie ich bereits anfangs erwähnte, mit neuzeitlichen Waffen ausgerüstet, und das Schießen wurde bei ihnen genauso ernst genommen, wie bei der Infanterie und den Jägerbataillonen. Auch kannte jeder Reiter das: "Sprung auf! Marsch! Marsch!" und das Signal: "Seitengewehr - pflanzt auf!" Und nicht umsonst gehörte zur Feldausrüstung der kurze Kavalleriespaten.

Gewissermaßen als Beweis für dieses "Up to date" ratterte die Maschinengewehrabteilung Nr. 4 aus Thorn, eine erst 1901 aufgestellte Formation mit ihren vierspännigen MG-Fahrzeugen und der feldgrün eingekleideten berittenen Bedienung, als Begleiterin der Kavallerie am Kaiser vorüber.

Die ersten Kavallerieregimenter hatten mit einer ausholenden Umgehung ihren ersten Aufstellungsplatz wieder eingenommen. In derselben Reihenfolge defilierten die Regimenter nochmals im Parademarsch, im Galopp an dem Kaiser vorbei. Wieder erklang die Paradepost; wieder schwenkten die Trompeterkorps ein und ab mit schnaubenden Pferden, Staub aufwirbelnd. Herrlich die gebändigten Schimmel der 1. Leibhusaren. Wieder vor ihrem 2. Regiment die Prinzessin Viktoria Luise. Wieder helle Begeisterung bei der Zuschauermenge.

Wie mit dem Lineal gezogen die breite Front der galoppierenden Reiter. Die Pelze der Leibhusaren flatterten munter um die linken Schultern. Ein prachtvolles reiterliches Schauspiel.

Höher schlug mein Herz, als mein rotes Regiment herangaloppiert kam. In diesem Augenblick erinnerte ich mich einer kleinen Episode, welche sich vor mehreren Jahren bei einer Kaiserparade in Danzig, als der General der Infanterie v. Lentze Kommandierender General des XVII. a. K.s war, abspielte: Als hierbei die 1. Leibhusaren am Kaiser vorbeidefiliierten, sagte dieser zu Lentze: "Jetzt kommt mein schönstes Regiment!" - Als dann die Blücherhusaren sich näherten, legte Lentze die Hand an seinen Helm und sagte zum Kaiser: "Euer Majestät! Jetzt kommt mein bestes Regiment!" - Wer nie Soldat war, wer nie die Notwendigkeit eines starken Landesschutzes erkannt hatte, noch dazu für ein Land, das von mächtigen Großstaaten umgeben war (Russland, Frankreich, Österreich), und wer nie das Ethos des Soldatentums: selbstverständliche Hingabe bis zur Selbstopferung, freiwilliger Gehorsam unter Hintansetzung des eigenen Ichs, Einstehen für einen Kameraden, Stolz auf die soldatische Gemeinschaft, ohne finanzielle Vorteile - eben der Ehre halber -, kennengelernt hat, kann einfach nicht begreifen, was mich in diesem Augenblick bewegte.

Doch zurück zu dem grandiosen Schauspiel! - Im Galopp schwenkte das Trompeterkorps in Höhe des Kaisers ab. Schon beim Anreiten klang die Paradedost auf. Als der Kommandeur herangaloppiert kam, setzte das Trompeterkorps mit dem "Parademarsch im Galopp" ein. Den Pferden waren diese Klänge wohlbekannt. Da gab es kein wildes Stürmen, sondern einen wunderbaren freien Schulgalopp. Und in den Köpfen der Husaren schwang der inoffizielle Text im Rhythmus des schwingenden Marsches mit: "Nun komm'se mal rüber, nun komm'se mal rüber, nun komm'se mal rüber zu Schmidts!" In Staub gehüllt sprengte als letztes die 5. Eskadron unter Rittmeister v. Michaelis vorüber. Als Schlußlicht und würdigen Abschluß der roten Reiter in bester Haltung der etatmäßige Wachtmeister der

Esquadron, der leicht bewehrte Wachtmeister Rieseke, auf einem herrlichen preussischen Hellbraunen.

Schon näherte sich das Trompeterkorps der Thorner Jänen. Es folgten in blitzsauberer Ordnung die Phalanx der dunkelblau-roten Reiter. munter wippten die Haarbüschel auf den Tschakos.

Als die 5. Kürassiere ankamen, dröhnte der Aufschlag der mächtigen Pferde auf dem festen Boden wie Gewittergrollen. Schmissig war der Galopp der leichtberittenen Maschinengewehr-Abteilung, deren leichte Fahrzeuge bei dem flotten Tempo über dem Boden zu schweben schienen.

Was noch folgte, waren Fußformationen von Festungstruppen, Fußartillerie-Regimenter, Fernsprecher und ein Trainbataillon - außerordentlich wichtige Truppenteile, deren Soldaten die Teilnahme an dem Vorbeimarsch vor ihrem Kaiser und König nicht vorenthalten werden durfte. Auch sie machten in Haltung und Anzug einen vorzüglichen Eindruck, und jeder Einzelne war sich seines Wertes bewußt.

Den Abschluß der Parade bildete der Vorbeimarsch der Torpedo- und U-Bootbesatzungen und eines Landungskorps der Schlachtschiffe und Kreuzer, bei welchem die mannschaftsgezogenen kleinen Landekanonnen lebhaft Beachtung fanden.

Die gewaltige Truppenschau war vorüber. Es war kein propagandistisches Spektakel. Der Kreis der geladenen Zuschauer war klein. Wer sich am Rande des abgelegenen großen Exerzierplatzes eingefunden hatte, kam aus Begeisterung für preussisches Soldatentum, beseelt von dem Wunsche, bei dieser Gelegenheit das verehrte Kaiserpaar und vielleicht auch einige königliche Prinzen und die Prinzessin Viktoria-Luise zu sehen.

Jeder erwachsene Deutsche hatte doch selbst den bunten Soldatenrock getragen, soweit er nicht dienstuntauglich war oder aus wirtschaftlichen Gründen vom Dienst zurückgestellt werden mußte.

Zahlreiche Eltern wußten ihre Söhne bei den einzelnen Regimentern. Sie waren stolz ob deren Zugehörigkeit zur königlich preußischen Armee.

Für mich war dieser Tag ein Höhepunkt in meinem noch jungen Soldatenleben.

Was da an dem Obersten Kriegsherrn in Danzig vorbeidefiliierte, war der lebende Schutzwall an des Reiches Ostgrenze, die lebendige brandenburg-preußische Geschichte, ohne welche es niemals ein Deutsches Kaiserreich gegeben haben würde.

Und ich gehörte dazu. - Überwältigt von dem Erlebnis ritt ich nach kurzem Abschied von meinen Eltern, die dicht hinter mir von der Tribüne aus das Schauspiel miterlebten, mit meiner Eskadron hinauf zur Danziger Höhe in unser Quartier.

Es war ein ungeschriebenes Gesetz, daß ein junger Leutnant nicht bei der Eskadron oder Kompanie, in welcher er als Junker ausgebildet worden war, verblieb. So war ich nunmehr der 4. Eskadron unter Rittmeister v. Brockhusen (Frederic) zugeteilt worden. Er war das Gegenteil von meinem alten chevaleresken Eskadronchef, Rittmeister v. Rathenow. Meist schlechter Laune, war er im Dienst quengelig und ungerecht, verhängte bei jedem Exerzieren mehrere Arreststrafen, um sie nach dem Einrücken der Eskadron wieder zu streichen.

Dafür war der "Premier", Oberleutnant Graf v. Itzenplitz, der "Rocher de Bronze". Ihn konnte nichts erschüttern. So fand das Unteroffizierkorps an ihm großen Halt, wodurch Stetigkeit und guter Geist in der Eskadron gewährleistet wurde.

Graf v. Itzenplitz war alles andere als der Typ eines Husarenoffiziers. Groß und mit Anlage zur Korpulenz, hatte er schon in jungen Jahren schlohweißes Haar, das er bürstenförmig trug. Auf's Pferd setzte er sich nur zum Dienst. Sein Steckenpferd war die Elektrizität und der Motor.

Er hatte bereits zwei Jahre die militär-technische Akademie in Berlin besucht und auch die Fahrmeisterprüfung für "mit Verbrennungsmotoren ausgestattete Fahrzeuge" abgelegt. Itzenplitz war ein vorbildlicher Kamerad. Als Beispiel hierfür: In meiner Leutnantswohnung in der Reitzer Chaussee 1 legte er mir in allen Räumen die elektrischen Leitungen und besorgte mir verbilligt ab Fabrik sämtliche Beleuchtungskörper. In seinem Monteuranzug hätte niemand in ihm den Offizier eines preußischen Husarenregiments vermutet. Doch dies nur zur Charakterisierung dieses prachtvollen Mannes, der der gute Geist der 4. Eskadron war.

Eine Woche später verwandelte sich das XVII. Armeekorps in eine feldgraue Masse. Wohl hatten die Uniformen noch den Schnitt ihrer Waffengattung und ihre Eigenart, doch waren die Attilas feldgrau, desgleichen die Verschnürung. Die Pelzmützen bekamen einen abnehmbaren grauen Überzug. Die Ulanen hatten feldgraue Ulankas, die Kürassiere graue Waffenröcke, Tschapkas und Kürassierhelme verschwanden ebenfalls unter einem grauen Überzug. Die Dragoner schnitten am schlechtesten ab. Sie waren kaum vom "Fußvolk" zu unterscheiden, denn der Dragonerhelm glich unter dem Überzug dem Infanteriehelm, der graue Waffenrock desgleichen dem Infanterierock mit Ausnahme der Kragenform.

Und so bewahrheitete sich das alte Spottsprüchlein: "Dragoner sind halb Mensch, halb Vieh - aufs Pferd gesetzte Infanterie!" Solche Verslein gab es von allen Truppengattungen. Von den Husaren heißt es: "Husaren reiten wie der Wind - wenn sie erst aufgesessen sind!" Dies wegen ihrer Kleinheit als leichte Kavallerie. Den Kürassieren sagte man nach: "Wer reitet Schritt und trinkt viel Bier - das ist des Königs Kürassier!" Die Ulanen bedachte man mit folgendem Satz: "Ulanen werden in der Schlacht - wie andere Menschen umgebracht!" Aber auch die Jäger zu Pferde wurden nicht verschont: "Die Pferdejäger öfter stürzen - auf ihrer Jagd auf bunte Schürzen!" Von der Infanterie hieß es: "Das sind des Königs Grenadiere - schießen von

News of the Alphabet



fern auf Kavalliere!" Auch die Artillerie ging nicht ungerupft aus: "Es reitet und fährt die Artillerie - doch mit der Kanone trifft sie nie!" Sehr hart traf der Spott den Train: " Das ist der Train, das ist der Train (sprich: tra-in) - er trägt den Säbel nur zum Schein - und braucht er ihn in Todesnöten - so steht darauf: Du sollst nicht töten!" Doch genug hierüber.

Das feldgraue Armeekorps zog in das Kaisermanöver gegen das ostpreußische I. Armeekorps unter General v. Kluck. Das Feldgrau ließ die Truppenmassen verschwinden. Sie waren wie vom Boden verschluckt. Hier hieß es für die aufklärende Kavallerie umzulernen. Der Patrouillenführer wurde zum Jäger. Oft mußte durchpariert werden, um den Fernstecher, das Fernglas zu heben und das Gelände peinlich abzutasten. Wer Weidmann war, konnte hier sein Können unter Beweis stellen.

Dieses groß angelegte Manöver war ein Prüfstein für die Truppenführung und das taktische Verhalten der Korps, der Divisionen, der Brigaden, der Regimenter und selbst der Bataillone, und hiermit jedes Offiziers und Soldaten.

Die Anforderungen an Marschleistungen mit Gefechts- und Kampfeinlagen bis zum Hauptkampftage waren beachtlich. Mann und Pferd mußten ihr Letztes hergeben. Bei all den Strapazen war die Stimmung der Truppen gut. Jeder war eben Soldat und nicht Staatsbürger in Uniform, der sich wegen einer Fußblase bei einer hierfür eingerichteten Stelle des Parlaments gelaßt beschweren zu müssen oder, was in keiner Armee der Welt - außer in der Bundesrepublik Deutschland - möglich gewesen wäre und auch heute noch nicht ist, sich an ein Skandalblatt zu wenden, um eine solche "menschenunwürdige Behandlung" anzuprangern.

Am Schlußtag des Manövers hielt der Kaiser Kritik. Die berittenen Offiziere wurden hierzu befohlen:

Vom "Feldherrnhügel" erklang das Signal: "Das Ganze! - Halt!" Es wurde von allen Trompetern und Hornisten der einzelnen

Formationen, die auf rund 5 Kilometer in Breite und Tiefe im Gelände verteilt waren, hinab bis zu den Kompanien, den Eskadrons und Batterien aufgenommen. Bis der letzte Hornruf verklungen war, vergingen über 20 Minuten. Ein eigenartiges akustisches Ereignis militärischer Prägung!

Die Spannung der "Schlacht" löste sich. Die Reiter saßen ab, steckten die Lanzen vor ihren Pferden ausgerichtet in den Boden, lösten zur Erleichterung der Pferde die Satteltaschen und suchten in den Päcktaschen nach etwas Essbarem. Die Infanterie setzte die Gewehre zusammen. Die Artillerie protzte die Geschütze wieder auf und sorgte für die Pferde. Und die Kämpfer beider Armeekorps streckten sich zu einem verdienten Mittagsschläfchen auf den Boden.

Und wieder erklang die Fanfare vom Feldherrnhügel: "Offiziersruf!" - mit dem hundertfachen Echo der Truppenteile als Antwort.

Von allen Seiten und aus weiter Ferne strebten Generale, Generalstabsoffiziere, Adjutanten, Regimentskommandeure, Bataillons- und Abteilungskommandeure, Kompanie-, Eskadron- und Batteriechefs und die Patrouillenoffiziere der Kavallerie, geordnet hinter ihren jeweiligen Vorgesetzten, im Galopp dem Hügel zu, auf dem die Standarte des Kaisers zu erkennen war.

Sr. Majestät saß auf einem schweren Schimmel, der à la Flinzner (Kaiserlicher Stallmeister und Dressurreiter für die persönlichen Pferde des Kaisers und Reitlehrer des bekannten Dressurreiters Löhre) stark beigezümt war und sein Kinn auf die Brust stützte. In seiner Nähe hielt der Chef des Großen Generalstabes v. Moltke, der Generaladjutant Generalsoberst v. Flessen und, soweit mir bekannt, der Freund des Kaisers, Fürst Fürstenberg. Auch eine stattliche Zahl von fremdländischen Uniformen waren zu sehen, Militärattaches der akkreditierten Botschaften und Gesandtschaften und Angehörige von fremden Militärmissionen. Der Kaiser trug Generalsuniform. Wie jeder Offizier hatte der Kaiser die Schuppenketten des Helms heruntergenommen,

d. h. unter dem Kinn zusammengeschnallt. Er hielt eine Generalstabskarte in der Hand.

In flüssigem Vortrag behandelte er die Manöveraufgabe, die Maßnahmen der beiden gegnerischen Führer und die einzelnen Kampfphasen. Nichts war dem Kaiser entgangen - keine Fehlentscheidung eines Divisionskommandeurs, eine gute Meldung der Aufklärung, die schnelle Entscheidung eines Kompaniechefs, der die rechte Flanke zu decken hatte. - Nun will ich aber nicht den Eindruck erwecken, daß der Kaiser dies alles von dem erwähnten "Feldherrnhügel" beobachtete. Der Kaiser benutzte hierzu auch seine Automobile und war stets dort zu finden, wo man ihn bestimmt nicht erwartete.

Die drei Manövertage lagen nochmals in Klarheit vor allen Zuhörern. Der Vortrag verriet blitzschnelles Erkennen und Erfassen und ein überdurchschnittliches Gedächtnis.

Die Kritik, die ungefähr 1 1/2 Stunden in Anspruch nahm, hinterließ einen starken Eindruck, nicht nur durch die sachliche Kürze und Klarheit, sondern noch mehr durch die frische des Vortrags und die temperamentvolle, faszinierende Persönlichkeit des obersten Kriegsherrn.

Das Kaisermanöver gab mir Gelegenheit, die Zusammenarbeit größerer Truppenverbände in der Praxis und die hierfür unbedingt erforderliche Aufklärungsarbeit der Kavallerie kennenzulernen, wofür die Kritik des Kaisers den besten Kommentar abgab.

Dies war das zweite große Erlebnis in meinem jungen Soldatenleben.

Das dritte war der Besuch Sr. Majestät in der Stadt Stolp zu Ehren ihrer 600-Jahrfeier im gleichen Jahre.

Daß das Musaren-Regiment Fürst Blücher von Wahlstatt hierbei den militärisch-festlichen Rahmen abgab, war bei einer so alten Garnisonstadt eine Selbstverständlichkeit.



600 Jahr-Feier der Stadt Stolp 1910

XIV  
XV  
XVI  
XVII  
XVIII  
XIX  
XX  
XXI  
XXII  
XXIII  
XXIV  
XXV  
XXVI  
XXVII  
XXVIII  
XXIX  
XXX

Abgesehen davon, daß eine berittene Eskadron den Kaiser und die Kaiserin vom Bahnhof, wo sie mit dem Hofzuge eingetroffen waren, einholte und eskortierte, schritt Sr. Majestät auf dem Stephansplatz die Front des zu Fuß vor dem Rathaus angetretenen Regiments ab. Prachtvolle Jungens, diese z. T. noch recht jungen freiwilligen Husaren, prachtvoll die gefestigten, sonnigen Reitergestalten der Unteroffiziere und der "Alten Männer", der Zwei- und Dreijährigen. Vor der Front die drahtigen Offiziere, von denen die Mehrzahl dem Rennsport huldigte. Das war ein Guß!

Der Präsentiergriff mit dem Karawiner, der neuerdings statt des Salutierens mit dem Säbel eingeführt worden war, hätte selbst einem renommierten Infanterieregiment Ehre gemacht.

Der Besuch des Kaisers in Stolp war für ganz Hinterpommern ein großes Ereignis. So saß alles, was Rang und Namen hatte auf der Ehrentribüne, welche neben dem Rathaus errichtet worden war. Sie alle gehörten in diese Landschaft und in diese Stadt, wie das alte Husarenregiment. Namen von gutem Klang. In den Ranglisten des Regiments von 150 Jahren waren sie oft zu finden: die Zitzewitz, die Puttkamers, die Boehns, die Krockows, die Bandemers, die Uckermanns, die Belows, die Schwerins, die Kleists und die Bismarcks.

Und um den großen Stephansplatz herum standen die Stolper Bürger im Festtagsstaat und die festlich gekleideten Schüler und Schülerinnen. Es fehlten auch nicht der Kriegerverein, der Schützenverein und der Verein ehemaliger Blücherhusaren. Alles dies gehörte nun mal zu solchem Ereignis, das die Menschen freudig bewegte und erregte.

Daß das Husarenregiment im Mittelpunkt des Zeremoniells stand, war eine Selbstverständlichkeit, wie der Kommandeur des Husarenregiments stets die höchste Persönlichkeit neben dem Landrat bei offiziellen Veranstaltungen in der Stadt war.

An dieser Stelle erscheint es angebracht, in großen Zügen die Geschichte des Husarenregiments Fürst Blücher von Wahlstatt (Pomm.) Nr. 5 zu umreißen.



Oben w. Felling



Per Conceptod

### Die Regimentsgeschichte

Der Stiftungstag des Regiments ist der 18. Januar 1758 und fällt mitten in den Siebenjährigen Krieg. Zu diesem Zeitpunkt wurde eine schnell bewegliche Truppe für die verschiedensten Verwendungszwecke gebraucht.

Zum Kommandeur wurde der damalige Oberst v. Belling ernannt. Das Husarenbataillon, nach dem Kommandeur Bellinghusaren genannt, holte sich bald seine ersten Lorbeeren gegen Österreicher, Sachsen und Reichsarmee und nahm an der Schlacht von Kunersdorf am 12. 8. 1759 teil. Anschließend verteidigte es im Verbands des Korps, welches Belling gegen die Schweden kommandierte, Vorpommern und die Neumark. Hier war es, wo im Gefecht am Kavelpaß am 29. 6. 1760 der Husar Landeck den späteren Chef des Regiments, den damals 17jährigen Junker im schwedischen Husarenregiment Mörner, Gebhard Leberecht v. Blücher, gefangen nahm.

Belling fand Gefallen an dem kleinen schwedischen Junker und bewog ihn, bei den Schweden um seinen Abschied zu bitten und bei den Preußen einzutreten.

Am 20. 9. 1760 wurde Blücher als Kornett bei den Bellinghusaren angestellt.

Das Bataillon wurde 1761 um weitere zwei Bataillone vermehrt und zählte somit 15 Eskadrons unter dem zum Chef ernannten Belling.

Die Uniform der Bellinghusaren bestand aus einem schwarzen Dolman mit grünen Aufschlägen und Kragen (bei Offizieren von Samt), sowie grünen, bei den Offizieren goldenen Schnüren und Knöpfen. Dazu schwarze Pelze mit schwarzen, bei den Unteroffizieren weißen Pelzvorstoß. Schärpe grün mit gelben Knöpfen, bei den Offizieren silbern. Schwarze Flügelmützen aus Filz mit einem menschlichen liegenden Skelett mit Sense und auf einer Sanduhr gestützt; darüber die Devise "Vincere aut Mori". Unteroffiziere hatten statt des "Ganzen Todes" eine grüne, Offiziere eine goldene Rosette.

Die Offiziere trugen an der linken Seite am Säbelgurt eine schwarze Säbeltasche mit goldener Krone, königlichem Namenszug und Tressenbesatz, Mannschaften nur aus schwarzem Leder. Als Beinbekleidung kamen schwarze Überhosen mit grünem Zackenrand und Schnurbesatz, bei den Offizieren goldener Schnurbesatz und Tressen in Frage. Zur weiteren Ausstattung gehörten schwarze Mäntel und Mantelsäcke.

Am 29. 10. 1762 in der Schlacht bei Freiberg zeichnete sich das junge Regiment besonders aus und nahm bei der Attacke 3000 Österreicher gefangen.

1763 nach Friedensschluß erhielt das Regiment die Stammnummer 8 und die Uniform des aufgelösten Regiments Gersdorff. Auch wurden ihm die Garnisonen dieses Regiments Stolp, Schlawa, Bütow, Tempelburg, Lauenburg, Neustettin und Zanow, später auch noch Bublitz und Rummelsburg zugewiesen.

Die neue Uniform entsprach in der Farbe, wenn auch nicht im Schnitt, der Uniform, welche die Blücherhusaren bis 1914 getragen haben. Die Attila war krapprot mit weißen, bei den Offizieren silbernen Schnüren, dazu schwarze Filzmützen (Flügelmützen), nun aber ohne den "Ganzen Tod".

In der Folgezeit machte das Regiment den bayerischen Erbfolgekrieg 1778/79 mit.

Im Jahre 1779 starb sein hochverehrter Chef, der Generalleutnant v. Belling. Sein Nachfolger wurde Oberst v. Hohenstock, der aber schon 1783 Chef des Husarenregiments mit der damaligen Stammnummer 5, der späteren Leibhusaren, wurde. Ihm folgte Generalmajor v. d. Schulenburg und 1787, nach dessen Tode, der Oberst Graf v. d. Goltz.

1793 - 1794 kämpfte das Regiment gegen die französischen Revolutionsarmeen und zeichnete sich am 20. 9. 1794 unter dem Befehl seines am 13. 6. 1794 neu ernannten Chefs, des damaligen Generalmajors v. Blücher, dadurch aus, daß es bei einer Attacke 1500 Gefangene machte. In diesem Feldzug er-

oberte das Regiment weiterhin neun Kanonen, zwei Haubitzen, sechs Fahnen, machte einen General, mehrere Obersten, 142 Offiziere und 5129 Mann zu Gefangenen und erbeutete 744 Pferde.

Im unglücklichen Feldzug 1806 gegen Napoleon I. fochten die Blücherhusaren bei Auerstädt, jedoch ohne recht zur Wirkung zu kommen und machten unter ihrem Regimentschef den Rückzug auf Lübeck mit, wobei sie sich am 28. 10. 1806 bei Lychen noch einmal besonders auszeichneten. Sie attackierten hier vier französische Chasseur-Regimenter so ungestüm, daß diese in regelloser Flucht davonjagten. Die Kapitulation von Katkaubedeutete dann praktisch die Auflösung des Regiments; da das Regiment sich aber selbst "ranzionierte", d. h. daß nachweislich kein Blücherhusar von den Franzosen als Gefangener über den Rhein geführt werden konnte, blieb das Regiment bzw. die am 16. 10. 1807 aus den ranzionierten Husaren und dem Depot (Ersatztruppe) errichtete Husaren-Brigade v. Blücher bestehen. Aus ihr entstand bei der endgültigen Reorganisation der Armee am 7. 9. 1808 das Husarenregiment Nr. 5, Kommercheses Husarenregiment (v. Blücher).

Zum Feldzug gegen Rußland stellte das Regiment zwei Eskadrons, die mit zwei Eskadrons des Brandenburgischen Husarenregiments das "2. kombinierte Husarenregiment" bildeten. Im Verbände dieses Regiments kämpften die Blücherhusaren u. a. am 17./18. 8. 1812 bei Smolensk und am 7. 9. 1812 bei Borodino. Nach dieser Schlacht konnten aus dem Rest des Regiments nur noch zwei Eskadrons gebildet werden. Nach dem Gefecht bei Malo-Jaroslacz war das kombinierte Regiment nur noch 20 Pferde stark und hörte damit auf als selbständiger Truppenteil zu bestehen.

So gut wie möglich wurde das Blücherhusarenregiment für den Feldzug 1813/14 wieder auf eine Stärke von vier Eskadrons gebracht. Am 25. 8. 1813 überritten zwei Eskadrons bei Großbeeren ein sächsisches Karree und warfen ein ganzes sächsisches Ulanenregiment. Am 6. 9. 1813 machte das Regiment bei Dennewitz 1200 Gefangene und erbeutete drei Kanonen. Auch an der Völkerschlacht bei Leipzig am 18. und 19. 10. 1813 nahm das Regiment teil.

In Feldzug 1815 kämpfte das Husarenregiment bei Ligny und am 18. 6. 1815 bei Belle-Alliance - die Engländer nannten diese Entscheidungsschlacht "Schlacht bei Waterloo -, sowie am 1. 7. 1815 bei Versailles, wo es 11 Offiziere, 370 Mann und 324 Pferde verlor, also fast aufgerieben wurde.

Am 5. 11. 1816 bekam das Regiment die Bezeichnung 5. Husarenregiment (Pommersches).

Am 16. 12. 1842 erhielt es mit der Bezeichnung "5. Husarenregiment (Blüchersche Husaren)" den Namen seines letzten, am 12. 9. 1819 verstorbenen Regimentschefs, des Generalfeldmarschalls Fürst Blücher von Wahlstatt.

Hatte das Regiment bei der Reorganisation im Jahre 1808 aus Ersparnisgründen seine geliebte rote Attila verloren und dafür hellblaue Dolmans und Pelze mit schwarzen Kragen und Aufschlägen und mit gelben Schnüren, schwarzen Tschakos und grauen Überknöpffhosen und 1815 dunkelblaue Dolmanns und Pelze, so bekam es 1843 wieder die traditionellen krapprotten und Pelze mit weißen Schnüren und dazu schwarze Filzmützen, wie im Siebenjährigen Kriege.

Im gleichen Jahre erhielt es auch in General der Kavallerie Graf v. Nostiz, dem ehemaligen Adjutanten Blüchers, einen neuen Chef.

1848 unterbrach der Einsatz gegen die aufständischen Polen im Posenschen die schon über 30jährige Friedensarbeit des Regiments.

Eine einmalige Auszeichnung wurde dem Regiment am 2. 2. 1861 zuteil, als den Offizieren rechts und links neben dem Schnurbesatz der 1853 eingeführten Attila, senkrecht verlaufende silberne Fransen verliehen wurden - als einzigem Regiment der preußischen Armee.

Im Kriege 1866 gegen Österreich kämpfte das Regiment am 29. 6. bei Gitschin und am 3. 7. in der Schlacht bei Königgrätz, wo es im größten Reiterkampf der Geschichte der letzten 200 Jahre bei Stresetitz österreichische Kürassiere und Ulanen attackierte und dafür ein besonderes Lob des verehrten Königs Wilhelm I. erhielt.

Als die Schlacht auf des Messers Schneide stand, da die 2. preussische Armee unter dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, späteren Kaiser Friedrich III., die über Glatz vormarschierte und in den Bergen wegen großer Hitze nur langsamer vorwärtkam, noch nicht eingetroffen war, wollte der König seine schwer ringende Armee entlasten und warf zunächst mehrere Kavallerieregimenter gegen den rechten österreichischen Flügel. Diesen warfen sich eine österreichische Kavalleriedivision entgegen, und es kam zu einem geballten Reiterkampf, der hin und her wogte. Von preussischer Seite wurden nach und nach neue Kavallerieregimenter in dieses Getümmel hineingeworfen. Die österreichische Führung tat das gleiche, so daß sich an die 20 Kavallerieregimenter ineinander verbissen hatten, ohne für eine Seite eine Entscheidung herbeizuführen. Der Vorteil für Preußen war der Zeitgewinn von einigen Stunden. Erst das Erscheinen der Kronprinzenarmee in der rechten Flanke der Österreicher entschied die Schlacht für Preußen.

Den Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 machte das Regiment im Verbands der 2. Kavallerie-Division mit, kämpfte, um nur bekannte Namen zu nennen, am 1. 9. 1870 bei Sedan, am 9. 11. 1870 bei Coulmiers und am 3. und 4. 12. 1870 bei Orleans, wo es sich am 4. 12. bei einer Attacke auf Chasseurs d'Afriques, spahis und Dragoner hervortat und diese zurückwarf. Weiter fochten die Blücherhusaren vom 8. bis 10. 12. 1870 bei Beaugency-Cravant und am 12. 1. 1871 bei Le Mans.

Am 14. 9. 1872 wurde der General der Kavallerie man. v. Weyhern zum Chef des Regiments ernannt, dem am 27. 1. 1883 der damalige Prince of Wales, der spätere König Edward VII. von Großbritannien und Irland, als Regimentschef folgte.

Nach dessen Tode im Jahre 1910 ehrte Kaiser Wilhelm II. die Königin Mary, Gemahlin des Thronfolgers, König Georgs V. von Großbritannien und Irland, durch Antragen der Würde des Regimentschefs der Blücherhusaren.

Durch AAO (Allerhöchste Kabinetts-Order) vom 25. 9. 1886 wurde als Stiftungstag des "Husarenregiments Fürst Blücher

von Wahlstatt (Fommersches)" Nr. 5 der 16. 1. 1758 festgesetzt.

Dies ist die stark gekürzte, ungewürzte, daher nüchterne Geschichte der Blücherhusaren bis zu dem Zeitpunkt meines Eintritts. Soviel dürfte hieraus zu entnehmen sein, daß jeder Angehörige sich in seiner Haltung und Gesinnung dieser Tradition würdig zu erweisen hatte und es als eine Ehre empfand, die Uniform eines so stolzen und ruhmreichen Regiments tragen zu dürfen.

Nur eine kleine Begebenheit sei hier festgehalten:

Als Blücher noch Rittmeister beim Regiment war, erwartete er seine Beförderung zum Stabsrittmeister. Statt seiner wurde indessen ein jüngerer, ein Rittmeister v. Jägersdorf, zu diesem Dienstgrad befördert. Blücher schrieb darauf eine Beschwerde an den König Friedrich II., verwies auf seine eigenen Verdienste und die nicht vorhandenen des Herrn v. Jägersdorf. Er bediente sich hierbei der Wendung "so der Herr v. Jägersdorf kein anderes Verdienst habe, als der Sohn des Markgrafen von Schwedt zu sein". Der König war hierüber äußerst ungehalten und schrieb auf das Beschwerdeschreiben die lapidaren Worte: "Der Rittmeister v. Blücher soll sich zum Teufel scheren!" Das hieß, Blücher wurde fristlos entlassen. Er wandte sich daraufhin der Landwirtschaft zu und wurde erst nach dem Tode Friedrich II., von dessen Nachfolger Friedrich Wilhelm II. wieder eingestellt.

Doch zurück zum Jahre 1910! - Nachdem das Regiment aus dem Manöver kommend wieder in Stolp eingertickt war, die Reservisten mit geschmückten Strohhüten, Stöckchen, bunten Bändern und Papierblumen entlassen und abgereist waren, die inzwischen von den Remonte-Depots eingetroffenen jungen Remonten auf die Eskadrons verteilt worden waren, kam die Zeit der Reitjagden.

Zuvor hatte ich jedoch meine Besuchstour bei allen verheirateten Offizieren des Regiments zu absolvieren. Mit einem

schnellen Krümperwagen ( von den Leutnants als "Friedrich Wilhelm" bezeichnet) prasselte ich über das Kopfsteinpflaster der alten Stadt von Wohnung zu Wohnung, meinen durschen Grell, ein flinkes, etwas rundliches Kerlchen, mit den Visitenkarten in die Häuser schickend, um festzustellen, ob jemand zu Hause war. Öffnete niemand, warf er die Karten in den Briefschlitz. Ansonsten gab er mir ein Zeichen, und ich baunte ab, um selbst dem dienstbaren Geist die Karten zu übergeben. Da die Besuchszeit verhältnismäßig kurz war, mußte ich für dieses Zeremoniell zwei Sonntagvormittage nach dem Gottesdienst in Anspruch nehmen. Anzug war blauer Interimsattila, Pelzmütze, weiße waschleiderne Handschuhe. Zur Husarenuniform gehörten nur maßgearbeitete Reitstiefel aus Lackleder mit abschließender Silbertrasse und Rosette. Für Offiziere wurde zu allen Gelegenheiten die dunkelblaue Stiefelhose mit Silbertrasse getragen.

Der Besuch durfte nicht länger als eine viertel Stunde dauern. War man bei einer Familie eingeladen, bedankte man sich am darauffolgenden Sonntag ebenfalls mit einem Besuch mit Blumen für die Frau des Hauses.

Der Antrittsbesuch war insofern wichtig, als ich bereits bei den Jagden mit den Damen des Regiments zusammentraf, die teils mitritten oder als Zuschauer mit hinausfuhren.

Da ich als Junker bei mehreren, dem Offizierkorps befreundeten Familien verkehrt hatte, und diese meistens bei den Jagden zu sehen waren, gab ich auch bei diesen meine Karten ab. Es bedarf wohl hierbei keiner Erwähnung, daß es sich entweder um jüngere ansprechende Ehepaare und um distinguierte Eltern von charmanten höheren Töchtern handelte.

In erster Linie pflegten die Offiziere ihren gesellschaftlichen Verkehr mit den alteingesessenen Familien auf dem Lande. Zwischen ihnen und dem Regiment bestand eine alte, traditionsgebundene Freundschaft. So folgten auch für mich zahlreiche Einladungen zu größeren und kleineren Veranstaltungen, zu Hochzeiten, oder auch nur zu einer guten Bowle, bisweilen auch nur zu einem netten Wochenende. als Jäger



Mein altes Foto von S. h. 1900

R. 24



View of the street in front of the building in the photograph above.

hatte ich auch bald manche Jagdeinladung. Es war schon so, daß wir jungen Offiziere mit Dienst, gesellschaftlichen Verpflichtungen und reiterlichen Sport voll ausgelastet waren. Es war eben das Leben in einer Kavallerie-Garnisonstadt des preußischen Ostens.

So schildert Cordula Moritz, die Tochter meines Regimentskameraden, späteren Generalmajors Moritz, heutige Mitarbeiterin einer namhaften Berliner Zeitung, die Erlebnisse ihrer Kindheit in Stolp, auch das Leben der Menschen in Stadt und Land vor dem ersten Weltkrieg, wie ihre Mutter, die auf Schmolzin groß geworden war, es ihr in bunten Farben ausgemalt hatte:

"Das Leben. Das war es. Denn wenn es auch auf dem Lande, in Guts- und Bauernhäusern, wo es von Witterung und Ernten und Bodenbeschaffenheit abhing, zuweilen hart und unfreundlich wirkte und zweifellos auch war, in der Stadt fand es immer Grund und Anlaß und auch das Szenarium für Freude an sich selbst. Für jenes unbekümmerte und auch eine Spur arrogante savoir vivre, wie es für östliche Provinzstädte mit einer alten Garnison und ihrer Tradition typisch war.

Man war wohl damals noch mehr bereit, sich mit dem zu bescheiden, was man hatte. Man war ganz einfach glücklicher als heute, weil man das Leben noch - lebte. Damals und dort kannte man nicht die Sklaverei wirtschaftlichen Niveau-Ausgleichs.

Die Stadt mit etwa vierzigtausend Einwohnern, mitten im teils platten, teils sanft gewellten Lande gelegen, von Felder und Wäldern eingerahmt, von einem Fluß durchzogen, wie es denn bei einer ehrbaren und lebendigen Stadt der Brauch ist, war keine glänzende Schönheit. Sie hatte ihre historischen Gebäude, das ehrwürdige Kloster, das mit seinem dicken Gemäuer noch in die Zeit der Kolonisation und ersten Besiedelung zurückreichen mochte, das Schloß, welches man wohl ins 15. Jahrhundert zu placieren hatte, das nun aber als Altersstift (sprich: Invalidenhaus, d.V.) eine Schar schwarzgekleideter (sprich: altuniformierter, d.V.), kopfnickender, geduldig ihren Abend verbringender Herren und Damen benerbergte. (Es

gab zu meiner Zeit einen Kommandeur dieses Invalidenhauses namens Wenzel, s. Z. Oberstleutnant z. D., Kriegsteilnehmer von 1870/71, einen sehr gestrengen Herrn. So erlebte ich, der Verfasser, eine Probe seines strengen Regiments. Der Adjutant des Invalidenhauses, ein 60jähriger Leutnant z. D. v. Grolmann, mit Beinprothese, hatte verbotenerweise in Zivil einen Waldspaziergang unternommen. Auf dem Heimwege traf ich ihn am Stadteingang. Wir plauderten miteinander, als er plötzlich, trotz seiner Prothese mit zwei Sätzen in einer Haustür verschwand. Als ich erstaunt der Ursache dieses Verhaltens nachspürte, erblickte ich seinen Kommandeur, dem er entflohen war, um einem Verweis wegen Ziviltragens in der Garnison zu entgehen. Seine alten Invaliden waren ja brave und folgsame Männer, aber zwischen deren Frauen gab es oft Differenzen, was dem gestrengen Oberstleutnant das Leben wirklich schwer machte. - Soweit der Verfasser. Zurück zu der Schilderung von Cordula Moritz.)

An historischen Bauten waren da noch zwei Stadttore, rote Backsteingotik, die Gotik ein bisschen ins Trutzige und Trotzige abgewandelt, denn die Tore sollten wohl soviel heißen wie 'Also hier fängt unsere Stadt an, und wir haben sie zu schützen.'

Inmitten der Stadt erhob sich St. Marien, ebenfalls in rotem Backstein, mit patinagrüner Turmhaube und Spitze, diagonal in das hier quadratisch angeordnete Stadtbild gestellt, von Tauben umschwirrt, mit warmem, würdigem, wissen-dem Glockengeläute am Sonntag. Über die Dächer und Giebel hinweg antwortete der Kirche von St. Marien die Schloßkirche, nicht ganz so alt und auch nicht so weiträumig, aber sich redlich in die Seelen der Stadt mit St. Marien teilend. Sonst war es eben eine Stadt, die sich keiner besonderen und auffallenden Schönheit rühmen konnte, wie etwa manche der alten Nachbarstädte, deren Fassaden noch heute und noch lange in der Kunstgeschichte aufbewahrt werden.

Dennoch nannte sie sich kühn, aber doch mit einem Augenzwinkern, das anzudeuten hatte, hier gehe man nun sicher-

lich ein wenig über die Tatsache hinaus, "Klein-Paris". Nur so zum Stadtgebrauch. Doch wie dem auch sei, man lebte zwar nicht unmittelbar pariserisch, aber wer vom Lande in die Stadt kam, von den Gütern rundum oder aus den Dörfern, dem erschien das Leben hier so glanzvoll, heiter und abwechslungsreich wie - nun eben das Leben in Paris sein mußte. Wobei zu bemerken ist, daß die Bewohner der Dörfer, die zum Markt, zum Zahnarzt, zum Einkaufen im Warenhaus in die Stadt kamen, mit Pferd und Wagen selbstverständlich, von dieser Bezeichnung sicher nichts wußten, und es ist anzunehmen, daß sie auch nicht im mindesten geahnt hätten, was das ist - Paris.

Was der Stadt jedoch im unmittelbaren Sinne Farbe, Glanz und Lebendigkeit verlieh, das waren seit dem 18. Jahrhundert die Husaren gewesen.

Die roten Husaren, da ihre Attilas und ihre Schabracken, der Kolpak rot waren, ihre Pferde aber vom Schimmel bis zum Rappen jeden seidigen Fellton aufwiesen, der in der Farbkarte des großen Pferdebuches verzeichnet ist. Und wer vermöchte sich's nicht vorstellen, daß soviel Farbe einer Stadt etwas Malerisches gibt?

Am hübschesten wirkt die Scenerie, wenn man sie durch ein umgekehrtes Fernglas, einen guten Feldstecher aus dem Jagdschrank der Erinnerung betrachtet. Häuser und Straßen, Kirchen und Tore adrett und zierlich aufgebaut wie aus der Spielzeugschachtel, und die Neutorstraße entlang, durchs Tor mit dem in stumpfer Spitze zulaufenden Bogen, reiten die Husaren. Pferde glänzend gestriegelt, Attila, Schabracken und Pelzmützen gebürstet, Schnurrbärte gewichst wie Stiefel, Lanzen mit schwarzweißem Wimpel aufgestellt. Die Musik reitet voran mit blinkendem Blech und kalbfellbespannten Trommeln. Das Klappern Hunderter gut geschmiedeter Eisen, zierlich aufs Pflaster gesetzt, ist fröhliches Piano dazu, das in der schmalen Straße widerhallte.

Es gibt noch irgendwo eine Radierung mit den Husaren, die durch das Tor reiten, sie stammt etwa aus dem Jahre 1910, und diese Jahre zu Beginn des Jahrhunderts müssen die glücklichsten Jahre der Stadt gewesen sein. Diejenigen, die da-

mals schon gelebt haben, wissen es zu berichten, und wenn sie von diesen 'alten' Zeiten erzählen, da sie selbst jung und reizend waren wie Mama, die ihren zierlichen seidenbeschuhten Fuß zu jener Zeit als Debütantin aufs Parkett des gesellschaftlichen Lebens setzte, dann geschieht es mit der Fröhlichkeit eines noch schattenlosen Glücks.

'Hübsch sahen sie aus', sagte Mama, 'ihre Lackstiefel waren so schmal, daß ihnen die Füße schrecklich weh getan haben mußten. (Dies stimmt ganz bestimmt nicht! d. V.) Ihre Taille in dem geschnürten Attila (müßte heißen 'verschnürten' Attila! d. V.) war ebenso schmal, bei den Leutnants jedenfalls, und sie tanzten und ritten und jeuten.' Sie ritten wie die Teufel, tanzten zum Entzücken aller jungen Mädchen des ganzen Stadt- und Landkreises mit Ausdauer und Charme und verspielten, das muß leider gesagt werden um der historischen Genauigkeit willen, manchmal mehr als sie hatten.

Ort und Schauplatz ihrer gewonnenen und verlorenen Partien war ein Haus, das sich damals noch das Chausseehaus nannte, wohl, weil es als ehemaliges Zollhaus am Anfang einer der Chaussees ins Land hinein stand. Verbürgt ist diese Version zwar nicht, aber man kann sie sich gut vorstellen. Verwaltet wurde dieses Haus von einer rundlichen und außerordentlich tüchtigen Witwe, deren Spezialität die Anfertigung von köstlichen Wildpasteten war. Nun, Wild gab es genug in jener Gegend des Landes, der Witwe mangelte es nie an Nachschub, und es mangelte ihr auch nie an Gästen, die ihre kulinarischen Werke zu genießen und zu loben wußten." -

Soweit Cordula Moritz über die Stadt Stolp und ihre Husaren. Zusammen mit ihrer Mama, welche der Tochter Cordula diese Schilderung gab, habe ich so manches kleinere und größere Tanzfest erlebt. Sie war eine begehrte Tänzerin. Ich sehe sie heute noch vor mir: eine zarte Mädchenknospe, blond, blauäugig, zurückhaltend und doch sehr natürlich mit einem bezaubernden Charme. Und wenn sie noch ihren Kindern in so reizender Form von uns Husarenleutnants berichtet, dann kann ich nicht umhin auch von dem Flor entzückender junger Mädchen ein Lied zu singen, durch welche unsere Leutnantszeit in Stolp erst ihre Krönung erfuhr. Ja, sie waren es, die uns

auf allen Festen, bei allen gesellschaftlichen Veranstaltungen den Schwung verliehen. Und wenn ich hierfür den vielleicht antiquiert erscheinenden Vergleich mit einem wundervollen Bouquette gebrauche, so trifft er aber für unsere jungen Damen von damals zielsicher zu. - Was unsere äußere Erscheinung anbetrifft, so hatten die erwähnten Faillen ihre besondere Ursache. Wir waren ja eigentlich ohne Ausnahme Rennreiter. Dies bedingte, daß wir Gewicht halten mußten. Es wurde scharf trainiert, also nicht nur die Pferde, sondern auch wir Reiter selbst. Abgesehen von Sauna und heißen Bädern ging es des öfteren an rennfreien Sonnabenden oder Sonntagen angetan mit unseren Winterpelzen bei schönster Sommerhitze mit Dauerlaufeinlagen zu Fuß bis Stolpmünde, immerhin 18 km, oder bis zu einem anderen entfernten Ziel. Abgesehen davon arbeiteten einige von uns Leutnants, darunter auch ich, bereits morgens vor dem Dienst und auch nachmittags unsere zweiten, dritten oder auch vierten Pferde. Dieses Gewichthalten war das Geheimnis unserer "geschnürten" Attilas. So betrug mein ständiges Renngewicht (Reiter mit Rennsattel) 65 kg. Nicht selten mußte ich auf Grund der Rennausschreibungen Bleigewicht aufnehmen (flache Bleiplatten in den hierfür vorgesehenen Taschen in der Satteldecke).

Ja! Die Berichterstatte<sup>r</sup> hatte ohne Einschränkung recht, wenn sie betont, daß "sie wie die Teufel ritten". Es steckte schon in dem Offizierkorps ein guter Reitergeist, war doch der Feldmarschall Blücher unser strahlendes Vorbild im Reiten und im Wagen! - Und so steckte dieser Geist von je her in dem ganzen Regiment, von den Offizieren ging er über auf die Unteroffiziere und die Husaren.

Wir waren stolz zu militärischen Aufgaben herangezogen zu werden, die Umsicht, Schneid und reiterliches Können voraussetzten. Den Ruf, zu den besten Kavallerieregimentern der preußischen Armee zu gehören, wollten wir nie verlieren. So ritten wir, auch im Sport, und hier sichtbar für alle, wie die Teufel.





Weg der Heiligensichel s. M. 1910  
bei G. H. H. H.

Dr. Ostpr. Schulz, Grieska

Im Herbst 1910 besaß ich nur ein eigenes Pferd. Es war ein, angeblich 10jähriger, dunkelbrauner, irischer Wallach, den ich von unserem Regimentsadjutanten Oberleutnant Pretzell gekauft hatte. "Bondy" war ein glänzend gerittenes Pferd, das sich - bei einem geräumigen Galopp - auf Jagden nie aus der Ruhe bringen ließ und jedes Hindernis sicher und spielend sprang; zweitens in der Offizierreitstunde die Kommandos (wenn es nach einer sehr kurzen Nacht mal sein mußte) ohne meine Hilfen ausführte; drittens beim Exerzieren genau auf jedes Trompetensignal oder jedes Kommando genau reagierte, und viertens (dies aber unverbürgt, da von mir nicht ausprobiert) kleinere Felddienstübungen selbständig leitete, wie sein Vorbesitzer behauptete. Eben das richtige Pferd für den jüngsten Offizier.

Außer "Bondy" hatte ich noch mein Chargenpferd, ein Dienstpferd, das nach vier Jahren in den Besitz des Kavallerieoffiziers übergang. Mein erstes Chargenpferd war die 6jährige hellbraune, ostpreußische Stute "Christa", ein Pferd mit enormem speed, aber als Offizierpferd zu klein. Ich habe sie 1910 auf einigen Jagden geritten. Es war eine Lust, mit ihr über die breitesten Gräben zu fliegen. Auch war diese "Husarenkatze" ungeheuer schnell. Nach den Jagden tauschte ich sie dann gegen die 6jährige hellbraune, ostpreußische Stute "Clarissa" ein. Diese war gezogen von dem bekannten Trakehner Hengst "Morgenstern", Züchter war Graf Schwerin-Wildenhof, Ostpreußen.

"Clarissa" wurde das Pferd meines Lebens. Hierüber werde ich an anderer Stelle berichten.

Bei der Hubertusjagd 1910 hob ich, dank der Schnelligkeit und dem Springvermögen der Stute "Christa" den Fuchs aus. Es war schon ein eigenartiges Gefühl, als jüngster Offizier die Fuchslunte an die linke Schulter geheftet zu erhalten. Es erfüllte mich mit stiller Freude, daß meine Schwester Emma, die gerade bei mir zu Besuch war, und zusammen mit Damen des Regiments im Wagen zur Jagd herausgekommen war, Zeugin meines ersten, wenn auch bescheidenen Triumphes als Reiter wurde. Genau genommen war es bereits der zweite. Den ersten durfte

ich bereits auf der Kriegsschule in Neisse verbuchen, als ich mir beim Rennen der Kavallerie-Fährliche den Sieg holte und als Preis ein vom Reitlehrer, Oberleutnant Schmieden von den 8. Ulanen, gestiftetes silbernes Zigarettenetui heimbrachte. So fing ich ganz bescheiden an.

Den Reitjagden folgten die Hasen- und Fasanenjagden auf den Gütern. Die beste Fasanenjagd war in Reitz. Da es dort auch noch zahlreiche Karnickel gab, sagte kaum einer von uns Offizieren ab. Zum Jagdessen wurde Frack getragen. Einige Herren vom Lande trugen auch dunkelgrünen Frack. Der Smoking kam nur bei Theaterbesuchen oder zum intimen Souper in Danzig oder Berlin in Frage. Bei Altherrenabenden außerhalb der Garnison, meist in Berlin, galt auch nur der Frack. Ansonsten war die Uniform, bei kleineren Einladungen die dunkelblau-silberne Interimsattila, bei feierlichen und größeren Veranstaltungen, wie Kasinofesten, Liebesmahl, Hochzeiten, Abendeinladungen mit Tanz, Bällen, Dinners in der Stadt oder auf dem Lande, die rote Silberattila Selbstverständlichkeit.

Als Zivil-Straßenanzug wurde ein zweireihiger, dunkelblauer Sakko bevorzugt. Als Zivilsommermantel ein modefarbenes Pijacke (sprich: Pidshäck), über den Knien endend, dazu steifer, flacher Strohhut mit schwarzem Band oder schwarzer, steifer Hut (Bombe bzw. Praliné genannt); als Wintermantel kam ein Ulster in gedeckten Farben in Betracht. Für Berlinbesuche oder Auslandsreisen hing bei einzelnen noch ein schwarzer Abendmantel mit breitem weißen Seidenschawl im Schrank; hierfür fehlte auch nicht ein englischer Zylinder und ein schwarzer Sticket mit Elfenbeinknopf. Dies waren aber Ausnahmen.

Zivil wurde nur außerhalb der Garnison getragen. Wegen der Nähe des Seebades Stolpmünde durften die Offiziere zum Besuch dieses Bades, das noch zum Garnisonsbereich gehörte, ausnahmsweise Zivil tragen. So bestand für das Stolper Regiment stets die Möglichkeit, hiervon Gebrauch zu machen, auch wenn der Ostseestrand nicht unbedingt das Ziel des Einzelnen war und er nur per distance etwas Seeluft in seinen Windfang bekam.

Mit dem Hubertusessen am Abend des 5. November begann die Wintersaison. Es folgte der erste Regimentsball, zu dem die Knospen und die Blüthen der Damenwelt des Landkreises und der Stadt Stolp in Erscheinung traten. Es waren aber auch Einladungen an andere Regimenter und in andere Landkreise hinausgegangen, und die fremden Gäste hatten für uns Leutnants stets einen besonderen Reiz.

Die zahlreichen Debutantinnen, meist im Alter von 17 bis 18 Jahren, boten einen hocheureulichen Anblick, dem wir jedoch keinen sichtbaren Ausdruck geben durften, da die gestrengen Eltern auch zur Stelle waren.

Der Kasinoälteste, zu meiner Zeit Oberleutnant Moritz, der spätere Vater der erwähnten Cordula, stets von allen jungen Offizieren unterstützt, sorgte dafür, daß die Tanzkarten der Damen, die diesen beim Empfang überreicht wurden und auf denen die Tanzfolge vermerkt war, möglichst schnell durch die Tänzer ausgefüllt wurden. Man bat um den Kaiserwalzer, die erste oder zweite Quadrille usf. Ein "Schimmeln" der Damen war auf Festen der deutschen Offizierkorps unbekannt. Auch bei den Müttern und älteren Damen blieben die Tanzkarten nicht leer, soweit diese nicht von vornherein auf eine Tanzkarte verzichtet hatten. Wenn die älteren Damen meistens einen Walzer und eine Quadrille annahmen, gab es im "Mittelalter" doch recht passionierte und gute Tänzerinnen, die sich an diesem Abend mal so recht ausgiebig austanzen wollten. Und dafür sorgten wir. Es galt den guten Ruf der Blücherhusaren aufrecht zu erhalten, und so war die Aufmerksamkeit jedes Einzelnen eine Selbstverständlichkeit; es gab kein Ausruhen oder ein stilles Sich-in-ein-Eckchen-drücken. In diesem Sinne war das Tanzen für uns Leutnants Dienst, den wir gern erfüllten. Mit Spannung wurde der Blumenwalzer erwartet. Ordonnanzen brachten nette Tragekörbchen mit kleinen Blumensträußchen herein. Mit diesen "bewaffneten" sich die Tänzer und stürzten sich auf Alt und Jung. Es kam ja darauf an, daß unsere Gäste voll Stolz die Zahl der überreichten Sträußchen zählen konnten. Und so beendeten wir jeden Tanz nach der zweiten Runde, um uns einer anderen Tänzerin zuzu-

wenden. Wir versäumten es nicht, auch selbst ältesten Damen ein Sträußchen zu überreichen, selbst wenn wir nur mit einem freundlichen Blick bedankt wurden.

Oberstes Gesetz war: Es durfte keine gesellschaftliche Panne passieren.

Das Rauchzimmer und die Nebenräume wurden von den jungen Offizieren nur kurz in den Tanzpausen aufgesucht, sie waren für die älteren Jahrgänge reserviert.

Dem Blumenwalzer folgte die Damenwahl. Den Damen wurden auf Kissen kleine Schleifen in den Regimentsfarben rot-weiß angeboten, die sie nun nach Gunst und Empfinden an die Tänzer verteilten. Hierbei zeigte es sich, daß es den jungen Damen manchmal gar nicht recht war, nach zwei Runden wieder auf den Platz geführt zu werden. Sie hätten am liebsten den ganzen Abend mit dem zuerst ausgezeichneten weitergetanzt. Dies war aber nicht vorgesehen. So mußten sie sich mit der bedauernden Verbeugung ihres Tänzers begnügen, um sich dann dem nächsten mit einer neuen Schleife zuzuwenden.

Ich gebe es offen zu, vor dem Zubettgehen zählte ich stolz die erbeuteten Tanztrophäen, um sie anschließend an die Portiere zu meinem Schlafgemach zu stecken.

Der zweite Regimentsball fand meist im Februar statt. Es war der Ball für die "reifere Jugend". Hierzu erschienen die Familien vom Lande mit älteren unverheirateten Töchtern, ältere Fräulein und alle diejenigen, die wegen Raummangels nicht zum ersten Ball eingeladen werden konnten. Die Veranstaltung hatte gleichzeitig eine offizielle Note, da auch die Spitzen der Behörden mit ihren Damen geladen waren. Dieser Gästekreis betrachtete den ersten Ball nur als eine Art "Lämmerhüpfen".

Auf einem solchen Ball hatte ich das Pech, mit einem älteren Fräulein vom Lande, ca. 1,80 m groß, 42 Jahre alt, dürr, aber sehr gute Weiterin, im Saal längelang hinzuschlagen, weil sich die lange Spitzenschleppe einer aufgetakelten Fregatte (ich bitte mir diese respektlose Bezeichnung zu verzeihen!) in meinem Tanzsporen verfang und mir das Bein lang

gezogen wurde. "Giampetro", so hieß meine Tänzerin unter uns Leutnants, lag unten und ich oben. Sie war aber schneller hoch als ich und stellte mich so schnell auf meine Beine, daß ich daB erstaunt war. Sie packte mich fest an und raunte mir zu, ehe ich mich entschuldigen konnte: Los weiter! Das ist wie beim Jagdreiten! - Und ich schwenkte sie im Walzertakt durch den Saal als wenn nichts geschehen wäre. Als ich sie dann auf ihren Platz führte, heimste ich ein gewinnendes Lächeln und einen besonderen warmen Blick von ihr ein. Der "Krumpler" vollzog sich mit einer verblüffenden Schnelle, daß nur die Allernächsten den Vorfall beobachten konnten und hinterher glaubten, sie hätten falsch gesehen.

(Das Tanzen mit solchen Größen hatte für uns kleine Eusaren seine Schwierigkeiten, denn wir mußten ja schließlich unter dem gewinkelten Arm unserer Tänzerin durchlugen, um sie sicher durch das schnelle Gewoge zu steuern.)

Der richtige "Giampetro" war Charakterkomiker am Metropoltheater in Berlin. Meine Unglückstänzerin hatte entschieden Ähnlichkeit mit ihm. Ihre Schwester, vielleicht 2 Jahre jünger, aber klein und rundlich, hatte den Spitznamen "Guido Thielscher", weil sie diesem Komiker des gleichen Theaters in Berlin sehr ähnlich war.

Ab Sylvester gab es bis zur Fastenzeit fast jeden Abend eine Einladung, sei es zum kleinen Essen beim Regimentskommandeur oder bei den verheirateten Offizieren oder zu kleineren und größeren Tanzfesten auf dem Lande. Ganz groß war der offizielle Ball beim Landrat v. Brüning. Hier war alles von Nah und Fern versammelt, was Namen, Rang und Würden hatte. - Es war üblich, auch auf dem Lande bei größeren Festlichkeiten sich der renommierten berliner Stadtküchen "Lindtstedt und Säuberlich" oder "Borchardt" zu bedienen. Diese Unternehmen lieferten die exquisitesten Dinners einschließlich Köchen, Porzellan, Bestecken und Gläsern. Nicht immer reichten für größere Veranstaltungen das alte Familien-Porzellan, -Silber und die -Gläser aus.

Sämtliche Gänge kamen in Spezialkisten verpackt fertig oder halbfertig mit den Köchen aus Berlin. So war die Frau des

Hauses dieser zeitraubenden Pflicht, sich um das leibliche Wohl ihrer Gäste kümmern zu müssen, enthoben.

In der Regel begannen diese Soupers mit Austern oder Kaviar (Astrachan) oder auch mit Straßburger oder Ohlauer Gänseleberpastete. Es folgten eine legierte Suppe, dann Fisch - Sala bzw. Steinbutt oder Forelle -, weiterhin Braten mit Beilage, an fünfter Stelle Geflügel. Zur "Erholung" gab es Eis oder eine gute Speise, abschließend wurde eine Käseplatte und Obst gereicht, wobei Brüsseler Trauben bevorzugt wurden.

All dies mag dem Menschen von heute etwas ungeheuerlich erscheinen. Die Menschen von damals aßen indessen viel mehr als heute. In einer Landstadt und auf dem Lande selbst bewegte man sich viel mehr in der frischen Luft als dies heutzutage üblich ist. Wenn sie sich von einem Ort zum anderen bewegten, fuhren sie im offenen Pferdewagen oder ritten sogar. Dann wurden ihnen auch keine entspannenden Abwechslungen, wie Radio oder Fernsehen ins Haus geliefert. In kultureller Hinsicht waren sie auf gute Literatur und Hausmusik angewiesen. Ein- oder auch zweimal fuhr man in die Provinzialhauptstadt oder eine größere Stadt mit annehmbarer Bühne, unter Umständen auch mal nach Berlin, um acht Tage Großstadtluft zu atmen. So wußte man sich den Winter, der übrigens in Nord- und Ostdeutschland stets ein richtiger Winter mit Schnee, Eis und Schlittenfahren zu sein pflegte, mit Vergnügen materieller Art, wie oben geschildert, zu vertreiben. Jedenfalls haben wir jungen - aber auch die älteren - Husaren keinen Anstoß an den auserlesenen Soupers genommen. Daß die Getränke der Qualität der Speisen entsprachen, brauche ich wohl nicht zu erwähnen.

Nachdem die Frau des Hauses die Tafel aufgehoben und ihr jeder Gast mit Handkuß gedankt, aber auch den Zunächststehenden eine kurze Verbeugung gemacht hatte - als wenn er quasi sagen wollte: "Möge Dir Dein Inhalt gut bekommen" - wurde Mokka gereicht und die Herren verzogen sich mit ihrer Tasse in das Herrenzimmer, wo die Kistchen mit einer "Fürst Bülow", einer "Upman" oder einer guten "Holländer" zur Selbstbedienung bereitstanden. An Zigaretten war stets eine große Auswahl. Be-

vorzugt wurde die "Queen". Dort fand man auch einen französischen Cognac, einen echten Benediktiner, aber auch gute Bolsliköre. Nach kurzer Pause setzte die Fanzipelle ein und dies hieß für uns "Dienst"!

Bei Hochzeiten fehlten niemals Baumkuchen und Knallbonbons, die beim Dessert in Funktion treten mußten. Diese dienten dazu, gehemmten jungen Damen, die voller Ermahnungen seitens der gestrengen Mama waren, die Schüchternheit zu nehmen und sie auf Frohsinn umzustimmen.

In den Jahren von 1909 bis 1913 habe ich zehn Hochzeiten miterlebt. Hiervon allein sechs im Hotel Kaiserhof zu Berlin. Zwei dieser Hochzeiten betrafen meine beiden älteren Schwestern Emma und Elisabeth. Elisabeth heiratete den Oberleutnant Otto v. Vangerow, Emma zwei Jahre später den Major Oskar Rickert. Die Trauung fand in der kleinen Dreifaltigkeitskirche unmittelbar neben dem Kaiserhof statt. Dort waren auch mein Vater und seine zweite Frau 1894 getraut worden. Das Hochzeitessen fand damals auch in den sehr schönen Gesellschaftsräumen des Hotels statt. In den gleichen Räumen und der gleichen Kirche erlebte ich zwei Hochzeiten von Regimentskameraden und sechs Hochzeiten von jungen Mädchen aus dem Kreise Stolp, bei deren Eltern einige von uns Leutnants oft und gern gesehen wurden.

Es stimmt schon, wir jungen Offiziere wurden in den ersten Jahren, in denen unsere ehemaligen Mitschüler noch Studenten oder Volontäre oder womöglich nur Lehrlinge waren, sehr verwöhnt. Während sie überhaupt noch keine gesellschaftliche Position hatten, waren wir von dem Augenblick unserer Ernennung zum Leutnant hoffähig. Bereits ein Leutnant wurde in einem dienstlichen Schreiben angeredet mit: "Euer Hochwohlgeboren". Dies schloß nicht aus, daß in diesem Schriftstück auch unangenehme Dinge stehen konnten.

Dies war die bewußte Auszeichnung eines Standes, von dem der König als Gegenleistung volle Hingabe an den Dienst und Treue bis zum Letzten erwartete. Treuebruch und Feigheit sowie Verletzung der Standesehre (Schulden, Ehebruch, Einbruch in eine Ehe, Betrug, Unwahrheit usf.) hatten den schlichten Abschied

und je nach Schwere des Falles mit oder ohne Pension zur Folge, was einer gesellschaftlichen Achtung gleichkam.

Der Offizier diente auch nicht aus Gründen des Gewinns, denn die dienstlichen Bezüge für einen Leutnant beliefen sich monatlich auf 120,-- Mark. Er kannte auch nicht die heute übliche Bezeichnung "Berufsoffizier". Er gehörte eben keinem Beruf an sondern einem Stand, genau wie der königliche oder großherzogliche oder herzogliche Beamte. Es gab in der Armee eine große Anzahl Offiziere, die als Leutnant mit diesen schmalen Gebühren auskommen mußten. Bei Söhnen von mittellosen Witwen, deren Männer sich irgendwie im Staatsdienst oder für den Staat verübt gemacht hatten, wurde eine "Königszulage" von monatlich 20,-- Mark gewährt.

Da es bei dieser Sachlage nicht möglich war, daß bei Veranstaltungen seitens des Offizierkorps jeder einzelne Offizier für von ihm vorgeschlagene Gäste die Kosten tragen konnte, wurden diese üblicherweise nicht "eingeladen" sondern "aufgefordert". Dies bedeutet, daß die Gäste nach einem Gesellschaftsabend von dem Kasinovorstand eine Rechnung zugesandt erhielten. Das im Kasino gebotene Essen hielt sich in bescheideneren Formen als die vorher geschilderten Menüs.

Im Sommer fand normalerweise ein Gartenfest im Kasino statt, zu dem "Hofgartenanzug" getragen wurde. Roter Silberattila, kleine Mütze (im Gegensatz zur Pelzmütze) und lange weiße Pikee-Hosen mit Stegen, dazu Lackstiefeletten. Im bunten Durcheinander mit den kleidsamen, duftigen Sommerroben der Damen und den ansprechenden Waffenröcken der auswärtigen uniformierten Gäste bot sich hierbei ein buntes, frohes und gelöstes gesellschaftliches Bild.

Die sommerlichen Treffpunkte waren die Renn- und Turnierplätze. Um nur die vorwiegendsten, von uns Blücherhusaren aufgesuchten Plätze zu nennen, wären da: Ostseebad Kolberg, Ostseebad Zoppot bei Danzig, Graudenz, Bromberg, Gnesen, Posen, Insterburg, Königsberg, Stettin, im Ausnahmefall auch Karkshorst bei Berlin.

In dem ersten Teil meiner Niederschrift gab ich bereits ein Bild vom Turfleben der damaligen Zeit in Zoppot. In ähnlicher Form spielte es sich auch auf den anderen genannten Plätzen ab.

Als ich 1909 bei den Blücherhusaren eintrat, gab es dort nur Rennreiter. Der Turniersport hatte sich noch nicht den deutschen Osten erobert. Berlin als internationale Stadt und die westlichen Garnisonen und Großstädte waren hierfür aufgeschlossener. So war ich 1911 der Erste des Regiments, der sich auch dem Turniersport zuwandte. Mir wurde vom Kommandeur die Genehmigung erteilt, mir auf einem der Reitplätze Hindernisse aufzubauen. Das Material hierfür wurde mir vom Regiment geliefert. Zunächst legte ich auf die Dressur das Hauptgewicht.

Die Dressurreiterei war für mich das Fundament des Springens. Die Parcours bedingten kurze Wendungen. Zu oft mußte man ein tierquälerisches Gezerre bei den kurzen Wendungen beobachten, weil die Pferde einfach noch zu roh waren und die Reiter nicht minder - in mancherlei Hinsicht: als Juxer ohne eigene reiterliche Durchbildung und als reiterliche Rohlinge ohne Gefühl für die Kreatur.

Das dressurmäßig gearbeitete Pferd ließ sich nach dem Sprung wieder sofort aufnehmen und spannen, es fiel nicht auseinander und brauste nicht mit einem Hirschhals und falsch gestellt mit verzerrtem Maul in der Arena herum. Mit einem Wort, die Dressur ermöglichte die engste Verbindung zwischen Reiter und Pferd, das sich gern und willig seiner Führung überließ. Und diese Grundregel trifft auch heute noch zu und für alle Zeiten, in denen es noch Reiter und Pferde geben sollte.

So war für mich die winterliche Offizier-Reitstunde, in der nacheinander Chargen und eigene Pferde geritten wurden, für meine Turniervorbereitung ausschlaggebend. Den Unterricht erteilte Major v. Ruffer, ehemals Reitlehrer am Militär-Reitinstitut in Hannover. Er hat uns Leutnants (einschließlich Oberleutnants) das Leben nicht leicht gemacht. Wenn

einer vor der Reitstunde glaubte, ein guter Reiter zu sein, dann wurde ihm in Unterricht bewiesen, daß er ein blutiger Anfänger wäre. Die sarkastische Art des Herrn v. Ruffer trieb einem das Blut in den Kopf. Aber zum Frühjahr zeigte sich dann der Erfolg. Bei der Besichtigung durch den Brigadekommandeur und den Regimentskommandeur stellte Major v. Ruffer zwei Reitabteilungen vor, die sich auf einem internationalen Concours Hippique sehen lassen konnten. In diesen winterlichen Offizierreitstunden wuchsen Clarisse und ich zusammen. Die Stute hatte alle Merkmale des guten Ostpreußen. Sie war sehr empfindlich gegen rauhe Behandlung. Beim Putzen war sie kitzlig wie ein Backfisch (heute sagt man Teenager) und drückte den Betreuer fest an die Wand; obendrein war sie bodenscheu, eine kleine Wasserlache oder ein Stückchen Papier veranlaßten sie zu beachtlichen Seitensprüngen. Fremde Reiter ließ sie ungern aufsitzen. Sie bockte dann und stieg. Auch ich hatte es anfangs in dieser Hinsicht nicht leicht mit ihr.

Es war meine Angewohnheit, mich viel im Stall bei den Pferden aufzuhalten; so hatte ich die Gewähr, daß die Burschen als Pferdepfleger sich sanfter Umgangsformen und sich in der Ansprache ihrer Schutzbefohlenen meiner freundlichen Wendungen oedienten. Clarissa wurde nie bei ihrem Namen gerufen, obgleich er wegen ihrer Erfolge gut zu ihr paßte, sondern sie hieß in der internen Umgangssprache "Kuppi". Hörte die Stute diesen Kosennamen, war sie gleich guter Maune. Sobald ich den Stall betrat, nahm ich eine Futterschwinge voll einiger Hände Hafer und ließ die Pferde eine Minute lange mit der Oberlippe darin herumspielen; oder ich hatte einige Stücke Zucker für sie bereit. Diese Art oefestigte die Freundschaft. Auch ging ich nie von dannen, ohne jedem Pferd vertraulich auf den Hals oder den Rücken geklopft zu haben. Dies gehörte auch zur Begrüßung und zum Abschied vor und nach jedem Ritt.

Beim Reiten außerhalb des Dienstes sprach ich stets mit meinen Pferden; ich redete gut zu, ich lobte und tadelte. Die Pferde verstanden den jeweiligen Tonfall, und da Lob und Tadel stets mit den gleichen Worten ausgedrückt wurden, ver-

standen sie in kurzer Zeit deren Sinn. Wie gesagt, Clarissa war von ostpreußischem Pferdeadel - feinnervig und intelligent. Wenn sie geführt wurde, ging sie hoch aufgerichtet, gewissermaßen "erhobenen Hauptes", mit ihren klugen Augen alles erfassend und mit lebhaftem Ohrenspiel, meist piaffierend. Überhaupt war alles an ihr Aufmerksamkeit. Bereits im Winter von 1911 auf 1912 waren wir "zusammengewachsen". Die leiseste Gewichtsverlagerung, eine überhaupt nicht sichtbare Verschiebung der Zügelfaust wurde von ihr registriert. Sie galoppierte, wie man zu sagen pflegt, "auf dem Feller". Im abgekürzten Galopp konnte ich eine Telegraphenstange umreiten und diese für die Dauer der Ausführung dieser "Figur" mit der rechten Hand lose umfassen.

Im Sommer 1912 meldete ich "Clarissa" zu Dressurprüfungen interner Art bei verschiedenen Regimentern der berittenen Waffen. Die Erfolge hierbei waren recht ermutigend. - Dies zunächst über Clarisse, das Dressurpferd.

Mein Stall beherbergte im Laufe der Jahre eine Anzahl anderer, recht brauchbarer Pferde. Bereits 1910 gab mir Vater eine vierjährige Eibenfelder hellbraune Stute "Goldelse" zum Zureiten nach Stolp. Diese war im Gebäude etwas stärker als Clarissa, im Typ mehr nach Hannoveraner, obgleich ihre Eltern unverfälschte Preußen waren. Ich hatte die Stute ein halbes Jahr in Arbeit, als ein Vize-Wachtmeister d. R. nach Ablegung seiner Offiziersprüfung mich bat, ihm das Pferd zu verkaufen. Mit Genehmigung meines Vaters gab ich das Pferd fort. Wenn keine Bindungen persönlicher Art die Entäußerung eines Pferdes ausschließen, soll man sich prinzipiell nicht mit ihm "verheiraten". Die Erfahrung lehrt, daß nach Ablehnung eines annehmbaren Gebotes das Pferd bereits am nächsten Tage lahm war oder sich schwer verletzte, oder, wie es mir acht Tage vor meiner Hochzeit erging, fünf Minuten vor der Übergabe an den Käufer, einem Eskadronchef, bei einem "Abschiedssprung" über eine 1 m hohe Hürde im tiefen Sande mit der Hinterhand ausglitt, mit einer Vorderhand am Hindernis hängenblieb, steil hinter der Hürde stürzte und sich das Genick brach.

Mein erstes eigenes Pferd war, wie ich bereits früher bemerkte, der angeblich 10jährige Ire "Bondy". An den Zähnen war das Alter nicht mehr ohne weiteres festzustellen. Als ich den Wallach bei einer Regimentsübung im Sommer 1911 auf dem Spangplatz Danzig-Langfuhr ritt, sprach mich Rittmeister Krahnert von den 2. Leibhusaren hocheifrig an und erzählte mir, daß er "Bondy" bereits 1900 in Irland als 5jährig gekauft hätte und jahrelang äußerst zufrieden mit ihm gewesen wäre. In wieviel Händen das Pferd in der Zwischenzeit gewesen war, ließ sich nicht mehr feststellen. 1912 verkaufte ich "Bondy" ohne Altersangabe an einen guten Bekannten, Herrn v. Blumenthal auf Rudiger im Kreise Schlawe, als Schaukelpferd zum "Stoppelhopsen" und als bequemes Jagdpferd. - Mitten im ersten Weltkrieg, im Jahre 1916, traf ich Bondy unter seinem Herrn, der als Rittmeister d. R. ein Pferde-lazarett leitete in Kurland wieder. Das brave Pferd war noch genauso munter wie zu meiner Zeit, trotz seines Alters von 21 Jahren.

Im Jahre 1911 schenkte mir mein Vater einen hannoverschen Fuchswallach "Falke". Diesen behielt ich nicht lange, da ein neuer Eskadronchef, Rittmeister Niemann, der aus dem Großen Generalstab kam, ein sicheres Pferd suchte und Gefallen an dem Fuchs fand.

Dann war da noch die schnelle französische Vollblutstute "Termagant", ein bildschöner Goldfuchs, sehr elegant und hervorragend geritten. Mit den anderen Herren des Regiments, darunter auch Bob Schrader, trainierte ich sie auf unserer Galoppierbahn bei Reitz.

Auf diesem edlen Pferd über den grünen Rasen zu fegen und über die Hindernisse zu schweben, war für mich das Hochgefühl jeglicher Reiterei. Nachdem ich mit der Stute drei kleine Rennen bestritten hatte, brachte ich sie zum großen Jagdrennen in Stettin heraus. Bob Schrader hatte bereits in einem Rennen vor mir auf seinem englischen Vollblüter "Moos" einen überlegenen Sieg herausgeritten. So durfte ich das Turfpublikum nicht enttäuschen. Es ist nun einmal abergläubisch und setzte am Totalisator auf den zweiten roten

Attila. Das Rennen ging über 1800 m mit 10, z. T. recht unruhigen Sprüngen. Die ersten 1000 m ritt ich auf Warten. Dann schob ich mich nach vorn und unmittelbar nach dem Einlaufbogen nahm ich die Spitze und siegte in einem sehr harten Finish. "Termagant" hatte mich nicht enttäuscht, und ich nicht das Kennpublikum. Als mein damaliger Bursche Manx mich am Ausgang des Geleüfs in Empfang nahm, war er genau so stolz und glücklich wie ich. Auch "Termagant" schritt mit gestrecktem Hals, aufmerksamem Ohrenspiel und von der Face erregten, rotgeäderten Augen stolz durch die Menschenmenge zur Waage.

Sie bestritt noch einige größere Rennen bis sie im Herbst eine schwere Erkältung bekam, die sich in eine üble Druse auswuchs. Lange habe ich mit ihr laboriert. Leider behielt sie einen Ton zurück, der ein scharfes Training nicht mehr zuließ. Da sie aber spielend leicht zu reiten war, übernahm sie ein Eskadronchef der 1. Leibhusaren als Reitpferd.

Weiter bevölkerten gleichzeitig oder nacheinander folgende Rosse meinen Stolper Stall: Die Eibenfelder Blauschimmel "Siegfried" und "Parzival", die elegante Trakehner Rappstute "Delli". Sie präffierte nicht nur unter dem Reiter, sondern auch als Wagenpferd im Dogcart. Beim Ausbruch des ersten Weltkrieges befand "Delli" sich in Eibefeld; von wo sie mein Schwager Oskar Rickert, seines Zeichens Major und Abteilungskommandeur im Feldartillerieregiment Großkomtur in Graudenz, mitnahm. Dieses brave, edle Pferd wurde ihm in der Schlacht bei Tannenberg unter dem Leibe erschossen. Der Araberhengst "Abdullah", den Vater zur Veredlung des Eibenfelder Pferdewachwuchses angeschafft hatte, gab auch mal eine kurze Gastrolle in Stolp. Im ersten Teil meiner Niederschrift erwähnte ich bereits diesen auffallend schönen Hengst, der ansonsten launfromm war, aber bei Musik in Kampfstimung geriet.

Nicht vergessen darf ich die französische Vollolutstute "Crevette", ein Blauschimmel mit schwarzer Mähne und einem weißen Schweif; das Pferd mit dem eisernen Herzen. Es hatte ursprünglich meinem Regimentskameraden Tom Livonius gehört, war dann in den Besitz des Freiherrn v. Puttkammer - Luoben

übergegangen, einem passionierten Renn- und Turnierreiter, von dem ich es dann erwarb. Ich ritt die Stute in zahlreichen Jagdrennen, spezialisierte mich dann aber mit ihr auf Distanz- und Geländeritte. Die Stute war einfach nicht zu halten, wenn sie einen vor mir abgelaassenen Reiter am Horizont entdeckte. Sie stürmte dann trotz schwerer Hindernisse los. Sie zu Zügeln hätte der Stute zuviel Kraft fortgenommen. Man mußte sie gehen lassen. Sie verweigerte kein Hindernis, war es zu mächtig, sprang sie trotzdem, auch wenn sie stürzte. Sie siegte in mehreren Geländeritten und krönte ihre Laufbahn mit dem Sieg im Kaiserpreisritt des XVII. Armeekorps 1913 (über 90 km mit 10 km Geländestrecke), wovon noch ein Erinnerungsbecher mit dem Kaiserrelief Kunde gibt. Der Kaiserpreis war ein Wanderpreis und mußte dreimal hintereinander von einem Reiter desselben Regiments gewonnen werden, um dann beim Offizierkorps dieses Regiments zu verbleiben. Hierzu wurde weder einem Regimentskameraden noch mir Gelegenheit gegeben, da es der letzte Ritt um den Kaiserpreis gewesen war. Im August 1914 war bereits Krieg.

"Crevette" befand sich bei Kriegsausbruch auf Weide in Eibenfelde. Dort wurde sie zur Truppe ausgehoben. Über ihr Schicksal habe ich nichts mehr erfahren.

Dies waren die hervorsteckendsten Pferde, die jemals in meinem Stall gestanden haben und mir etwas bedeuteten. Nur zwei Pferde verdienen noch erwähnt zu werden. Der in Posen gezogene Blauschimmelwallach "Amador", ein Sohn "Amurs", eines Nachkommen des berühmten Beschälers, dem Araberhengst "Amurath", und die Holsteinische Stute "Ellen", von mir wegen ihrer überdimensionalen Maße scherzweise "Klein-Ellen" genannt.

"Amador" war ein mittelschweres, leider kupiertes Pferd mit einem ausgesprochenen Hengsthals, somit nicht ganz einfach in der Dressur. Er war ein Kommandeurpferd, wie es im Buche steht. Ich hatte ihn für die Olympiade 1916 vorgesehen. Zum ersten Male zeigte ich ihn auf einer Eignungsprüfung für Reitpferde 1912 in Zoppot, mit dem Ergebnis, daß vier Tage später der Kommandierende General v. Mackensen durch einen Offizier der 1. Leibhusaren anfragen ließ, ob ich ihm den

Schimmel verkaufen würde. Da ich mir selbst gute Erfolge mit dem Pferd versprach, und ich mich auch in seinen Charakter, seine Anlagen und seine "Schönheit" vernarrt hatte, gab ich es nicht her. Als ich "Amador" im Frühjahr 1913 als Springpferd vorbereiten wollte, verletzte er sich in der Schwemme in der Stolpe an einem Flaschenboden Huf und Fessel so schwer, daß jegliche Arbeit mit ihm für den ganzen Sommer ausfiel. Er war aber während des ganzen Ersten Weltkrieges mein treuer Begleiter.

Die braune Stute "Ellen" war ein lebendes Pferdedenkmal. Trotz ihres grobknochigen Gebäudes reagierte sie auf die geringsten Gewichtsverlagerungen. Ein angenehmes Pferd mit gutem Springvermögen. Beim Galopp dröhnte unter ihren Hufen der Boden. Als Lt. Rasch, mit dem ich sehr befreundet war, im Frühjahr 1913 versetzt wurde, bot er mir die Stute zum Kauf an. Sie gefiel mir, und so nahm ich sie in meinen Stall. Sie gewann in Kolberg ein mittleres Springen. Über ihr Ende berichtete ich bereits vorher. Sie stürzte bei einem Sprung über eine Hürde und brach sich hierbei das Genick; genauer gesagt, den zweiten Genickwirbel, den gefährdetsten Knochen eines Pferdes. Stürzt ein Pferd steil auf den Kopf, ist dieser Sturz tödlich, weil der zweite Genickwirbel dem starken Druck des Körpergewichtes nicht gewachsen ist.

Bisher berichtete ich vom Dienst des Kavallerieoffiziers, von seinen gesellschaftlichen Verpflichtungen und vom Reiten beziehungsweise von seinen Pferden. Zu allem gehörte aber noch etwas Unüberhörbares, das starke, junge Herz, das bei allen taufrischen Soldaten unter dem bunten Kock schlägt, bei uns Blücherhusaren, und dies gilt für alle, ohne Ausnahme des Ranges, unter unseren roten Attilas.

Und diese jungen Herzen hatten auch genug Veranlassung dazu, stark zu schlagen. Wie in jeder alten Garnisonsstadt konnte der Beschauer im Straßenbild oder bei Veranstaltungen fröhlicher oder festlicher Art auffallend viele bildhübsche Mädchen und Frauen wahrnehmen. Zu dieser Erscheinung mag auch die nordöstliche Landschaft in der Nähe der Ostsee beigetra-

gen haben, denn das Klima von Hinterpommern war ausgesprochen frisch und im Winter sogar rau. Und der Mensch ist nun mal ein Produkt seiner Scholle. So mögen die frischen Farben viel zu dem obigen Eindruck beigetragen haben. Es war eben ein natürliches "Make up", das kosmetische konnte man eigentlich nur in den großen Städten bei den "Großen Frauen" in den Vergnügungsetablissemments. Und wenn der Dichter damals sang: "Ich möcht das Rot von Deinen Lippen küssen", dann brauchte er nicht zu befürchten, daß ein Lippenstift sie vorher gefärbt hatte.

Bei Schilderung der gesellschaftlichen Veranstaltungen erwähnte ich bereits den Flor junger Damen aus der Stadt Stolp und aus dem Landkreise. Sie, die zarten Blüten, die drahtigen Landmädels, die guten Kameradinnen von damals werden es mir bestimmt nicht verargen, wenn ich sie in diesen Aufzeichnungen so nenne, wie es unter uns Leutnants üblich war. Vielleicht würden sich beim Lesen dieser Zeilen ihre nunmehrigen Matronenanslitze in Erinnerung dieser traumhaft schönen und sauberen Zeit mit einem zarten Rot überziehen und ein glückliches Lächeln ihre Züge verschönen.

Schon bei meinen Besuchen als Schüler lernte ich die Schwestern Hettchen und Laurette Hanstein in Dominke kennen. Die Mutter, Frau v. Hanstein, war es auch, die ihren Mann bewog, sich mit meinem Vater in Verbindung zu setzen, um ihm nahezu legen, mich bei dem Kommandeur des Husarenregiments in Stolp als Fahnenjunker anzumelden. Sie hatte erkannt, daß Sohn Aute und ich gut zueinander paßten und er, so schien es ihr, auch auf mich hörte. Auch die Großmutter Hanstein in Wusseken hatte mich in ihr Herz geschlossen. Und so war eitel Freude in Dominke und Wusseken als ich als Junker in Stolp antrat.

Vater hatte viele Beziehungen nach Graudenz. Er hatte sogar einen Preis von Eibenfelde für die Graudenzener Rennen gestiftet, der jedes Jahr dort ausgeritten wurde. So hätte Vater es gern gesehen, wenn ich bei den Graudenzener Jägern zu Pferde als Junker eingetreten wäre.

So war es jedenfalls eine Frau, die für mich bei meinem Start ins Leben die Weiche gestellt hat.

Solange sie noch zur Schule gingen, nannte ich Kettchen und Laurette bei ihren Vornamen. Nachdem war es eine Selbstverständlichkeit, daß ich beide mit "gnädiges Fräulein" ansprach. Es gab eben im Verkehr Nuancen, die beachtet werden mußten. Dies tat aber den freundschaftlichen Beziehungen keinen Abbruch. Es führte aber zu einer gewünschte Distance, die keinen Zweifel aufkommen ließ.

Mit den sogenannten Brüderschaften ist es genauso. Nur mit wirklich erprobten Freunden tauscht man das vertrauliche "Du" aus. Bei anderen Bekannten beläßt man es am besten bei dem offiziellen "Sie". Es sagt sich in der Erregung schwerer "Sie Esel" als "Du Esel".

In Dominke wurde ich stets freudig begrüßt. Ich fühlte mich dort wie Kind im Haus und mußte Frau v. Hanstein über unsere Erlebnisse in Stolp berichten. Vater Hanstein machte mit der Jugend nette Wagenfahrten. Er war ein sehr eleganter Grandseigneur mit viel Humor, der auf sein jugendliches Aussehen großen Wert legte und sich bei Reisen mit einer seiner Töchter nie mit Papa sondern mit dem Vornamen anreden ließ.

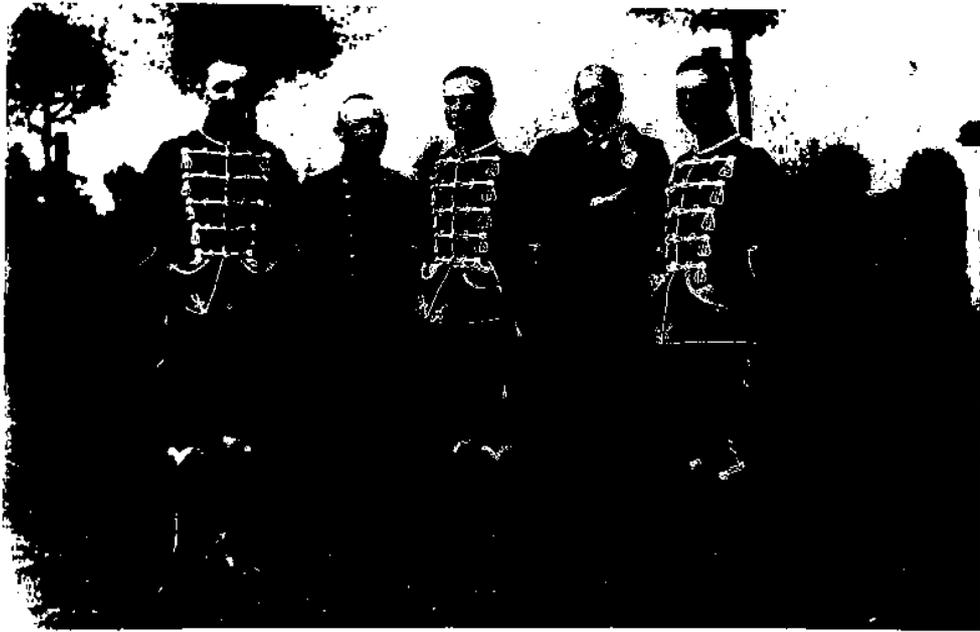
Frau v. Hanstein war eine ganz entzückende, warmherzige Persönlichkeit, der ich sehr zugetan war. Ihr zartes Gesicht strahlte eine entwaffnende Güte aus, daß jeder sie lieb gewinnen und verehren mußte. In den letzten Jahren vor dem Kriege wurde sie schwer leidend. Das letzte Mal sah ich sie auf dem Krankenlager in Stolpmünde, wo sie sich zur Kur aufhielt. Dort befanden sich außer Kettchen und Laurette noch zwei Nichten Hanstein aus Thüringen. Auch diese mochte ich sehr gern. Sie kamen aber nicht an Laurette heran, für welche ich eine besondere Schwäche hatte.

Genauso, wie ein junges Mädchen es nicht zeigte, daß es sich für einen jungen Herrn in besonderer Weise interessierte, so war man auch als Herr auf dieselbe Zurückhaltung bedacht. Es sei denn, daß der Schecken mit einem durchging und man durch einen werbenden Blick oder einen verstohlenen Händedruck beim Tanzen oder bei der Begrüßung sich zu erkennen gab. Von der dann immer noch reservierten Reaktion hing es ab, ob die Empfindung Erwidderung fand oder nicht. Zutreffendenfalls wurde es dann aber ernst.

Einige junge Offiziere verkehrten bei einer Frau v. Puttkammer a. d. Hause Alt-Kolziglow, die als Witwe mit ihrer Tochter und ihrem Sohne in der Stadt lebte. Tante Wanda, wie wir sie mit ihrer Erlaubnis nennen durften, wurde von uns wegen ihrer hervorragenden Küche sehr verehrt, aber nicht nur der materiellen Seite wegen, sondern weil sie der Jugend sehr viel Verständnis entgegenbrachte. So versammelte sie stets einen netten Kreis von Freundinnen ihrer Tochter Alexandra, die zu unseren jüngeren Tänzerinnen gehörte, bei sich und lud auch manche ansprechende Pensionsfreundin ihrer Tochter als Gast zu sich ein. So war an Sonntagen oft ein fröhlicher Kreis junger Menschen in ihrem geräumigen Heim versammelt, dem sie als Domina in Achtung gebietender Weise vorstand. Als Dank überreichten wir ihr jeweils im Herbst eine schwere pommersche Bratens, zu der wir verständlicherweise eingeladen wurden. Alexandra, unter uns Leutnants kurz "Klex" genannt, war uns stets ein braver Kamerad, der wir unser Herz jederzeit ausschütten konnten und der uns auch manchmal den Kopf zurechtsetzte. Sie heiratete später meinen guten Freund und Kameraden Jürgen Baarth, der im letzten Kriege noch General wurde.

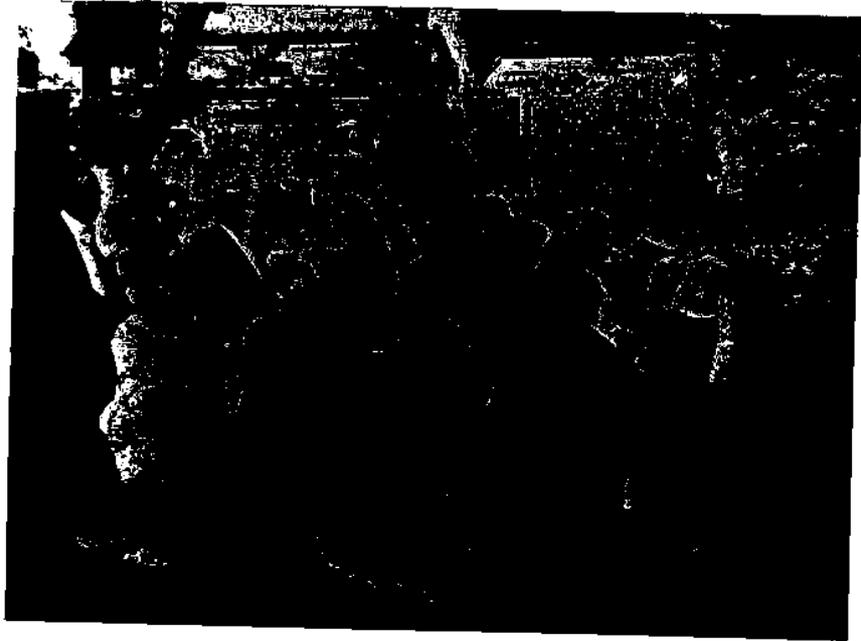
Zu diesem engeren Freundeskreis gehörten Aute Kanstein, Bob Schrader, Tom Livonius, Münchow, Fritz Steifensand, Ulli Löper und Freddi Schmidt, genannt "Shipkess" nach seiner englischen Vollblutstute. Nicht, daß sich dieser Kreis etwa absonderte, sondern weil er altersmäßig gut zusammenpaßte. Es gab im Offizierskorps kein Cliqueswesen. Außer Alexandra Puttkammer zählten zu den jungen Mädchen Lene Goerne aus Vessin, Susi Steifensand aus Schwuchow, Schwester vom Fritz, Ilse Wasilewski, Tochter des pensionierten Generalleutnants v. Wasilewski, Susi Woedtke, deren Mutter als Witwe in Stolp lebte, und Ete Boehn aus Kulsow.

Gelegentlich gab auch einer der Herren einen kleinen Tee dancant in seiner Wohnung, wobei eine der Mütter als Ehren-gast geladen wurde. Es war für jeden von uns Ehrensache, dieser Mutter besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden, so daß die "alten Damen" stets sehr angetan waren, denn als "begehrte Tänzerinnen" kamen sie auch kaum zum sitzen.



Five members of the Chinese Communist Party

From left to right: Chen Duxiu, Li Jishan, Liu Xiaomou, Wang Kang, and Zhang Guohao.



Grandfather, Grandmother, Father, Mother, 1910  
Grandfather, Grandmother, Father, Mother, 1910



Grandfather, Grandmother, 1910  
Grandfather, Grandmother, 1910

Beim jährlichen Blumenkorsos wechselten sich als besonders wirksame Dogcartersw Alex Puttkamer, Susi Woedtke und Ilse Wasilewski ab. Zu den duftigen Sommerkleidern wurden breitrandige Batisthüte getragen. Es war schon ein bezaubernder Anblick, solchen blumengeschmückten Wagen mit einer so überaus anmutigen Besatzung hinter einem eleganten Blutpferd, das sich seiner leichten und wertvollen Last bewusst zu sein schien, quasi heranschweben zu sehen.

In diesem Kreise war auch sehr gern gesehene Fräulein Kaiser aus Kasimirsburg/Kr. Köslin.

Einige jüngere Offiziere verkehrten auch bei meinem inzwischen pensionierten ersten Eskadronchef Nickel Rathenow in Notzkow, wo er sich das geräumige Gutshaus gemietet hatte und freie Büchse hatte. Notzkow gehörte dem Grafen Zitzewitz auf Zitzewitz. Major v. Rathenow lebte allein mit seiner einzigen Tochter Christa, die fünf Jahre jünger war als ich, zusammen. Seine Frau war seit Jahren schwer leidend und befand sich ständig in einem Sanatorium. Christa Rathenow nahm im Offizierskorps eine Sonderstellung ein. Sie war durch das Siechtum der Mutter ernster und reifer als andere junge Mädchen. Das erste Mal sah ich sie als Fähnchenjunker auf dem Schießstand, als ihr Vater sie auf dem Krümperwagen mitgenommen hatte. Im Stillen war ich von ihr damals hell begeistert. Sie war gerade 16 Jahre alt. Blond und zart saß sie auf dem Wagen und ließ ihre freundlichen blauen Augen über die angetretenen Husaren hinweggleiten. Als Leutnant war ich ab und an zusammen mit anderen Kameraden bei ihrem Vater zu einem Glas Bowle eingeladen.

Auch schon zu der Zeit, als er noch Eskadronchef war. Bei einem Abendessen in seinem Hause lernte ich auch seine Schießereltern, den General der Kavallerie z. D. Karl v. Heister und seine charmante, liebenswürdige und vitale Frau, geb. Gräfin Frankenberg, kennen. Abgesehen davon, daß Ihre Exzellenz v. Heister für ihre Enkelin Christa die beste Großmutter war, welche man sich denken konnte, hatte sie trotz ihres würdigen Alters großes Verständnis für junge Menschen. So verabredete sie sich gelegentlich mit mir zum gemeinsamen

mittagessen in den Ratsweinstuben. Es war eine angeregte Stunde, in der sie und ich uns glänzend unterhalten haben. Es sollte auch nicht das letzte mal gewesen sein.

Das Frühjahr 1913 nahm mich außer dem immerhin beachtlichen Dienst reiterlich sehr in Anspruch. Zwei Turniere, Neustettin und Danzig-Zoppot, lagen hinter mir, und ich bereitete mich auf das Kolberger Turnier vor. Es war ein Turniertag und ein Kenntag vorgesehen. Zur Dressurprüfung hatte ich Clarissa genannt, zum Jagdspringen Klein-Ellen und zum Jagdrennen Crevette. Das Turnier war am 28. Juni. So war schon der 25. Juni herangekommen, und ich hatte nach dem Exerzieren nochmals Klein-Ellen und Crevette gearbeitet. Gegen sonstige Gepflogenheiten hatte ich an diesem Tage nicht den blauen Interimsattila angezogen sondern einen herabrangierten roten Silberattila. Es mag gegen 2,30 Uhr nachmittags gewesen sein als ich schnell eine kurze Pause beim Friseur einlegen wollte. Von meiner Wohnung, die am Stadtrande in der Nähe der Kasernen lag, schlenderte ich gemächlich zur Straßenbahnhaltestelle am Sandberg, als eine Bahn aus der Stadt sich gerade näherte. Plötzlich wurde ich von der hinteren Plattform mit Namen gerufen. Es war Major v. Rathenow mit seiner Tochter und einer anderen jungen Dame. Mit einem Satz war ich auf der Bahn, wo ich seine Tochter und ihn begrüßte und kurz der dunklen jungen Dame vorgestellt wurde. Major v. Rathenow bat mich, die jungen Damen ins Kasino zu führen, während er auf dem Regimentsgeschäftszimmer irgend etwas zu erledigen hätte. Es stellte sich im Laufe des Gespräches heraus, daß besagte junge Dame eine Nichte aus Berlin wäre. Unser Kasino konnte sich auf jeden Fall sehen lassen. Es war erst 1910 eingeweiht worden und der Landkreis Stolp hatte dem Offizierkorps den einmalig schönen Saal dazu geschenkt, so daß die anderen Räume größere Maße erhalten konnten, wie es normalerweise die hierfür zur Verfügung stehenden Mittel nicht erlaubt hätten. So zeigte ich, stolz auf meinen Auftrag, die schönen Räume, beginnend mit der großen Empfangshalle mit Kamin und weichen breiten Ledersesseln, dann das Blücherzimmer mit Bildern von früheren Kommandeuren

und anschließend den Saal mit dem Bild des verstorbenen Regimentschefs, König Eduard VII. von Großbritannien und Irland, und den Bildern aller Regimentschefs von General v. Belling angefangen. Von hier aus führte ich beide Damen auf die lange Gartenhalle mit dem Blick auf den peinlich gepflegten Kasinogarten. Dort bot ich den Damen ein leichtes Erfrischungsgetränk an. Auf meine bescheidene Frage, wie denn unser Kasino der sehr ansprechenden berliner Invasion gefallen hätte, bekam ich die recht befremdende Antwort: "Für ein Provinzregiment ganz nett!"

Ich übergab diese kritische Bemerkung mit Schweigen, schwor mir aber Rache. Doch nahm ich nun diese berliner Kusine etwas schärfer in Augenschein. So stellte ich fest: erstens ist sie größer als ihre Kusine Christa, zweitens ist ihr Haar pechschwarz, während Christa ein warmes Dunkelblond hat, drittens ist sie sprunghaft vital, während Christa ruhig und überlegt ist, und wenn ich schließlich als Reiter das Temperament begutachten wollte, so kam nur ein Vollblüter zum Vergleich in Frage. Auf jeden Fall war durch die leichtfertige Kritik mein Interesse geweckt.

Als Major v. Rathenow seine Damen wieder in Empfang nehmen wollte, um mit der Bahn nach Notzkow zurückzufahren, machte ich den Vorschlag, dem berliner Gast doch auch unsere nette Stadt zu zeigen, ich würde ihn und seine Damen so rechtzeitig mit meinem Auto nach Notzkow hinausbringen, daß er noch auf den Bock gehen könnte. Er willigte ein und wir setzten uns noch zum Eisbecher auf die Terasse des Café Reinhardt. Mit der Straßenbahn war ich dann schnell zu Hause, zog mich um und holte Major v. Rathenow und seine Damen vom Café ab.

In Notzkow beeilte sich Major v. Rathenow, auf seinen Bock zu kommen, während Tochter Christa mit Kusine Hilde das Abendbrot bereiteten, wobei ich Hilfsstellung gab. Hierbei mußte ich mein Urteil über die junge Berlinerin dahin erweitern, daß sie nicht nur vital sondern ein ausgesprochener Quirl war. Das schlug bei der Unterhaltung nach hinten aus, das schlug beim Treppensteigen nach hinten aus, das schlug auch beim Sitzen nach hinten aus. Erst spät in der Nacht, als der Hausherr schon lange von der Jagd zurück war, fuhr ich gen Stolp mit dem festen Vorsatz, kühlen Kopf zu bewahren.

Trotzdem freute ich mich auf den 27. Juni, den Geburtstag von Christa, zu dem ich eine Einladung erhalten hatte. Es gab ein großes Abendessen in der üblichen Art. Die Kusine aus Berlin war mir als Tischdame zugeordnet, da ich vom Regiment der erste und einzige war, der ihr bekannt war, wenn auch nur ganz kurz. Auch hatte ich noch nicht Gelegenheit, den Nachnamen der Kusine zu erfahren.

Es war ein herrlicher Sommerabend, der es den Gästen erlaubte, auf die Terrasse hinauszutreten und auch einige Schritte in den Park zu machen. Auch ich war mit meiner Tischdame auf die Terrasse hinausgegangen. Der Zufall wollte es, daß sich in der Unterhaltung für Sekunden unsere Augen fanden und hierbei eine leichte Röte ihr Gesicht überflog. Bei ruhiger Überlegung sagte ich mir, mich getäuscht zu haben. Stutzig aber wurde ich, als Christa es für angebracht hielt, mich freundschaftlich zu warnen. Sie meinte: Finger weg! Da gibt es noch eine Mama! Und diese hat bestimmt ein Wort mitzureden! - Über die Ursache dieser Warnung war ich mir nicht ganz klar; hatte ich zu wenig Distanz gehalten, oder hatte Kusine Hilde ihr gegenüber eine entsprechende Äußerung getan? - Jedenfalls merkte ich auf dem Nachhauseweg, daß mein seelisches Gleichgewicht gelitten haben mußte. Auch die schlaflose Nacht brachte das Pendel nicht wieder zum ruhigen Ausschlag.

Am nächsten Morgen hieß es früh aus den Federn, denn in Kolberg warteten meine und der meiner Kameraden Pferde, die bereits mit dem Frühzug dorthin gebracht worden waren. Zu fünf Reitern fuhren wir in meinem Wagen gegen 8 Uhr am Notzkower Park vorbei. Und wir waren alle sehr erfreut, in der lichten Ecke der starken Buchenhecke Christa mit ihrer Kusine zu erblicken, die uns ein fröhliches "Hals- und Beinbruch" zuriefen. - Daß auch sie zu dem Turnier kommen würden, war eine gesellschaftliche Selbstverständlichkeit.

Das Turnier begann mit der Dressurprüfung für Chargenpferde. Auf dem Abreiteplatz hinter den Tribünen wurde aufgesessen, dann ging es nach einigen Lösungsübungen auf den Ring, wo sich die Reiter zum Einreiten versammelten. Mein alter Bursche und nunmehrige Bereiter manz hatte Clarissa turniermä-

sich hergerichtet. Ihr seidiges, glattes Fell warf im Sonnenschein kupferne Reflexe, die kleinen Hufe glänzten blank gebürstet; das Zaumzeug und das Sattelzeug bestens gepflegt, die blaue Satteldecke nochmals von jedem Stäubchen befreit, so waren Reiter und Pferd bereit zum edlen Wettstreit auf dem abgesteckten Viereck.

10 Reiter befanden sich auf dem Hufschlag des Ringes. Die sommerlich, turfmäßig gekleideten Besucher standen begutachtend oder neugierig um uns Reiter herum. Als erste gute Bekannte entdeckte ich Herta Kaiser aus Kasimirsburg in einem lichtblauen, reizenden Kleide mit blumengeschmücktem, breitrandigem Sommerhut, aber auch manches andere bekannte Gesicht konnte ich in der Nähe feststellen. Ich meine natürlich keine Männergesichter, diese interessierten mich nicht. Nur eines, das ich gern am Ring gesehen hätte, fehlte. Doch da schwebte es über einer zarten rosa Voilewolke heran mit strahlenden Augen. Der weiße, leichte Batisthut ließ das Schwarz des gepflegten Haares in einem noch größeren Kontrast zu dem zarten Jungmädchengesicht erscheinen, als an den Tagen vorher. So! Da war sie, die ich in diesem Augenblick in meine Nähe gewünscht hatte. An ihrer Seite Christa, der gute und kluge Kamerad, reizend in Weiß. Ich sah ihr den Stolz an, einen Blücherhusaren unter den 10 Reitern zu wissen. Nun standen beide dicht am Ring. Wir grüßten uns reserviert freundlich, doch mit leicht angedeuteter Freude im Blick. Als ich mich beiden wieder bei der nächsten Kunde näherte, hielt mein rosa Traum gerade einen weißen Handschuh in die Luft, um Christa auf das Kettenzaumzeug von Clarissa aufmerksam zu machen, das eben nur zum Husaren\*ustement gehörte. Ein kurzer Griff und der Handschuh verschwand als Talisman in meiner Attilatasche. Die Wirkung dieses Haubes konnte ich nicht mehr beobachten, denn die Teilnehmer an der Dressurprüfung ritten in die Bahn vor der Tribüne ein, um dort aufstellung zu nehmen. Clarissa hatte einen guten Tag. Fraglos fühlte sie, daß mich irgendetwas freudig bewegte. Sie zeigte sich in ihrer ganzen Schönheit und Eleganz und absolvierte das Programm in der geschlossenen Abteilung sowohl, wie beim Einzelreiten gelöst und spielend.



So blieb es nicht aus, daß ich trotz eines Handicaps von mehreren Minuspunkten wegen zweier gewonnenen Dressurprüfungen den Sieg davonzug und als Ehrenpreis eine sehr schöne silberne Salatiere, die trotz aller Wirrnisse der folgenden Jahrzehnte heute noch eines meiner wertvollsten Erinnerungsstücke ist. Als ich diesen bildschönen Preis in Empfang nahm, war ich fest entschlossen mir an diesem Tage noch einen ganz anderen, viel, viel wertvolleren Preis zu holen.

Major v. Rathenow war von seiner Tochter über das Blinkfeuer zwischen seiner Nichte und mir unterrichtet worden und hatte, da er Vorwürfe seitens der Eltern befürchtete, veranlaßt, daß mir bei dem abendlichen Turnieressen im Monopolhotel eine andere Tischdame anvertraut wurde, weit von seiner Nichte entfernt. Dies verhinderte aber nicht, daß sich, vielleicht auch gerade wegen dieser Trennung, unsere Blicke immer wieder suchten und im gegenseitigen Verstehen trafen. Als ich nach Aufheben der Tafel den Eröffnungswalzer mit meiner sehr ansprechenden Tischdame getanzt hatte, holte ich zunächst Christa Rathenow zum nächsten Tanz, um wiederum ernste Ermahnungen zu hören. Vor ihrer Tante, der Mutter ihrer Kusine Hilde, schien ja die ganze Familie einen tollen Respekt zu haben. Für deren Tochter käme höchstens ein Gardekavallerist und Angehöriger des höheren oder hohen Adels in Frage. Sie wollte mich auf jeden Fall vor einer großen Enttäuschung bewahren. Dies konnte aber meinen Grundsatz: "Hindernisse sind dazu da, daß sie genommen werden!" nicht entkräften.

Trotzdem Kusine Hilde als fremde Attraktion von zahlreichen Tänzern umschwärmt wurde, verstand sie es doch so einzurichten, daß wir öfter miteinander tanzten. Bei einem Walzer war es, als wir einander bekannten, unseren Lebensweg gemeinsam weiterzugehen.

Intuitiv hatte ich vor der Abfahrt von Stolp ein Foto von mir im roten Rock mit dem Kopf von Amador und mit meinem schwarzen Dackel "Teddy" auf dem Arm in der Stalltür stehend in einem runden schwarzen Rahmen mit eingepackt. Dieses Bild

holte ich kurz vor dem Halali des Abends aus meinem Hotelzimmer und überrichte es diskret bei der Verabschiedung meiner nunmehr heimlichen Braut.

Daß ich in dieser Nacht keinen Schlaf finden konnte, entsprach der Bedeutung dieses schicksalbestimmenden Entschlusses. Und oben im Hotelzimmer, das sich die beiden Kusinen teilten, blieben vier Augen wach, denn Kusine Christa zog alle Register, um, wie sie glaubte, im letzten Augenblick noch retten zu wollen, was nur irgend möglich war.

In der Hotelbar, in der sich kein Mensch mehr aufhielt, versuchte ich, meine Gedanken zu ordnen. Als unser Regimentsadjutant Georg v. Wühlisch noch als später Gast erschien und sich zu mir setzte, offenbarte ich mich. Es war gut, daß ich mich einem so ruhigen, vertrauenswürdigen und verständnisvollen Kameraden gegenüber aussprechen konnte.

Am nächsten Morgen, es war Sonntag der 29. Juni 1913, besorgte ich einen schmalen Ring mit einem Brillanten und streifte ihn kurz nach der offiziellen Begrüßung, von anderen unemerkt, an den Ringfinger der linken Hand meiner zukünftigen Lebensgefährtin. Den Tag verbrachten wir im größeren Kreise beim längeren zweiten Frühstück u. a. mit Krebsen in einem sehr netten Frühstückslokal des reizenden Ostseebades und nachmittags auf dem Kennplatz.

Am Abend entführte mein braver "Brennabor", mein PKW, die Reiter wieder gen Stolp, denn am nächsten Morgen ritten wir bereits wieder mit unserer Eskadron hinaus auf den Exerzierplatz, wo zwei Stunden lang die Trompeten ihre Signale schmetterten und der Staub in Wolken hinter den galoppierenden Eskadrons herfegte.

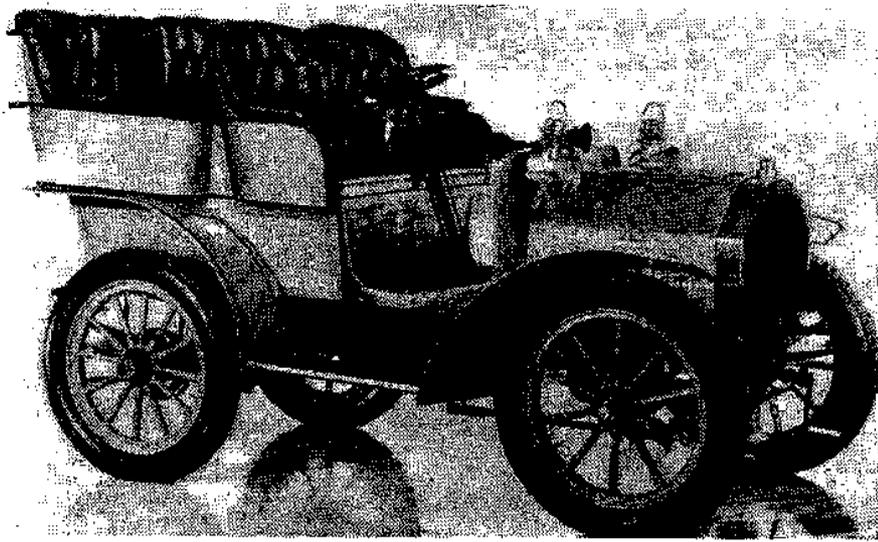
Nach dem Schießdienst am Nachmittag vertraute ich mich meinem Eskadronchef, Rittmeister v. Baeseler an. Außer Dienst war er mir ein guter, väterlicher Freund. Er nahm mich zu einer Tasse Tee mit nach Hause, und ich mußte nun auch seiner Frau Luise, geb. v. Blücher-Ostrowit, berichten, was sich in den

letzten drei Tagen ereignet hatte. So hatte ich zwei Verbündete, mit denen ich mich frei aussprechen konnte.

Beim großen offiziellen Abschied in Kolberg hatte ich Kusine Hilde zum letzten Mal gesehen, denn während ich auf dem Exerzierplatz mit meiner Eskadron heruntobte, reiste sie bereits gen Schwedt zu einer Tante, der in ihrer Familie sehr beliebten Elisabeth v. Kuylenstjerna. Hier hatte der gute, aber vorsichtige Major v. Rathenow sicher die Hand im Spiel, denn vordem war von einer so plötzlichen Abreise keine Rede.

Also hieß es für mich korrekt und schnell handeln. Ein wohlgesetzter Brief an den Vater, Oberstleutnant Otto v. Bernuth in Berlin, in dem ich ihn um die Hand seiner Tochter bat, wanderte in den Briefkasten. Ich wartete, ohne nachts ein Auge zutun zu können, auf die Dinge, die auf mich zukommen sollten. Aber es ereignete sich nichts. So heizte ich meinen Brennador an und brauste mit meinem Burschen Ostronzek, der die Fahrprüfung gemacht hatte, auf gut Glück nach Schwedt an der Oder. Dort angekommen schlenderte ich durch die breit angelegten Straßen der kleinen Oderstadt. Plötzlich erblickte ich vor mir eine schlanke schwarzhaarige junge Dame in einem weißen Sommerkostüm. Ein musternder Blick auf den Gang. Das war "Sie". Mit drei Schritten holte ich sie ein. Kurzer Kriegsrat. Auf der Straße durften wir nicht gesehen werden. Es verblieb uns nur das Auto. Schnell hatte Ostronzek das amerikanische Verdeck hochgemacht, und wir fuhren aus der Stadt hinaus. Hier erfuhr ich, daß der Vater, der zum Stabe des Ersten Garde-Feldartillerie-Regiments gehörte, zur Begleitung des Kaisers während der üblichen Nordlandreise an Bord der Yacht "Hohenzollern" gehörte. Beide versprachen wir uns, fest zu bleiben, was auch immer kommen möge. Nach einer kurzen Stunde verließ ich Schwedt in dem Bewußtsein, die Frau meines Lebens gefunden zu haben.

Zwei Tage später erhielt ich ein Schreiben von Frau v. Bernuth. Sie teilte mir hierin die mir bereits bekannte Tatsache mit, daß ihr Mann sich mit Sr. Majestät auf der Nordlandreise befände und ich mich daher bis zu seiner Rückkehr mit einer Antwort gedulden müßte. Dies war immerhin etwas, aber im



Bereits zehn bis zwölf PS entwickelte der 1902 gebaute „Tonneau“, dessen Zwei-Zylinder-Motor mit Hilfe eines Akkumulators gezündet wurde. Zu den Rücksitzen mußte man hinten einsteigen. Der Wagen erreichte nicht ganz Tempo 50 und war für 6000 Mark zu haben.

Grunde genommen gar nichts. So hieß es weiter mit Spannung warten.

Diese Wartezeit benutze ich jetzt, um Näheres über meine Automobile zu berichten. Mein erstes Auto war ein "Opel", 12 PS, Baujahr 1902, mit Zwei-Zylindermotor, Tonneau-Form. Graf Itzenplitz vom Regiment hatte mir den Wagen 1911 vermittelt. Er selbst hatte während seines Kommandos zur Militär-Technischen Akademie in Berlin die Fahrmeisterprüfung gemacht. So konnte er mir den Unterricht erteilen, was für uns beide mit den verschiedensten Annehmlichkeiten verbunden war, als wir uns für jede Fahrt ein nettes Ziel aussuchten, irgend ein Gut, wo wir zum Tee bzw. zur Schweinevesper willkommen waren. Der Unterricht bestand in der Hauptsache in technischer Praxis. Itzenplitz bastelte am Motor oder an der Schaltung, auch an der Zündung künstliche Pannen, die ich finden und reparieren mußte. Reifenpannen brauchte er nicht zu konstruieren, diese kamen während der Fahrten öfter vor als mir lieb war. Da zu der damaligen Zeit Automobile noch zu seltenen Erscheinungen auf den Landstraßen gehörten und das Pferdefuhrwerk weit dominierte, waren die Chausseen mit verlorenen Hufnägeln besät. Diese bohrten sich tückisch in die ihnen feindlichen Pneumatiks, den stramm aufgepumpten Schläuchen und Decken. Jedesmal entwich die Luft mit einem pistolenartigen Knall. Dann hieß es, den Wagen mit einem schweren Heber in die Höhe zu kurbeln, den Mantel mit allem möglichen Gerät abzumontieren (hierzu gehörten athletische Kräfte), den Schlauch an Ort und Stelle zu flicken mit mitgebrachten Gummipflastern und das Ganze dann wieder auf die am Wagen festsitzende Felge aufzumontieren. Ersatzreifen waren damals noch unbekannt. Die Beleuchtung erfolgte mit Karbidgas, das in einem auf dem Trittbrett angebrachten blanken Messingkasten entwickelt wurde, der bei Kälte naturgemäß einfror. Da dieser Wagen mich verschiedentlich durch alle möglichen Pannen versetzt hatte, stieß ich ihn ab und kaufte mir einen "Sperber". Dieser hatte eine modernere Form, doch war er total verbaut, so daß ich mit knapper Not hinter dem Lenkrad Platz finden konnte. Damals war ich aber schlank und elastisch.

Ein stärkerer Fahrer wäre bestimmt nicht auf den Sitz gekommen. Also wurde dieser Wagen wieder beim Händler umgetauscht in einen Brennabor. Er stammte aus der damals sehr bekannten Fahrradfabrik in Brandenburg. Diese hatte die Fabrikation von Automobilen aufgenommen. Brennabor ist der alte Name von Brandenburg. Es war ein offener Wagen mit amerikanischem Segeltuchverdeck mit gleichen Seitenwänden für schlechtes Wetter. Er hatte zwei Wotsitze, so daß gut sechs Personen Platz hatten. Während der erste Opel vielleicht 40 Stundenkilometer zur Not schaffte (oberhalb naturgemäß 50 - 60), holte ich auf freier Strecke aus dem Brennabor doch an die 60 Stundenkilometer heraus. Für die damalige Zeit war dies ein sehr zufriedenstellendes Tempo. Zweck der Anschaffung eines Wagens war die Überlegung, von der Bahn unabhängig zu sein und zeitgerecht zu entfernteren Turnierplätzen zu gelangen. Vater war über diese Errungenschaft entsetzt. Er hatte Autos. Für ihn kam als einziges, anständiges Fortbewegungsmittel nur das Pferd in Frage.

In der Wartezeit war ich mit meinen Pferden noch auf verschiedenen Plätzen. So auch zum Rennen in Graudenz, wo ich mit dem Beverbecker Wallach "Prinz" ein Jagdrennen mit Querfeldeinstrecke gewann. Mit dem eleganten, kleineren, von einem Beverbecker Hengst aus einer Pommerschen Stute gezogenen Wallach "Schneekönig" holte ich im Preis von Eibenefelde den zweiten Platz.

Was mir das Warten auf einen Brief von Oberstleutnant v. Bernuth fast unerträglich machte, war der Umstand, daß ich nach meinem offiziellen Brief keine Verbindung irgendwelcher Art mit der Tochter Hilde aufnehmen durfte. Ein solcher Schritt hätte bei Bekanntwerden einen miserablen Eindruck gemacht und konnte alles verderben.

So kam ich kaum von meinen Pferden herunter, denn dies war die allerbeste Aolenkung. Sie waren in dieser Zeit so fit wie nie zuvor, sowohl die Rennpferde als auch die Turnierrösser.

Endlich! Nach guten fünf Wochen erhielt ich einen eingeschriebenen Brief des Vaters folgenden Inhalts: Er habe meinen Brief erhalten. Er könne sich zu meinem Antrag um die Hand seiner Tochter noch nicht äußern, da ich ihm ein völlig Unbekannter wäre. Er bäte mich, nach Berlin zu kommen, um ihm Gelegenheit zu geben, mich kennenzulernen.

Am gleichen Vormittag bat ich den Regimentskommandeur um einen entsprechenden Urlaub nach Berlin. Dieser wurde mir aber nur für einen halben Tag bewilligt, da ich vom Regiment für den Kaiserpreisritt des XVII. Armeekorps mit Start in Kulmsee gemeldet worden sei und somit am nächsten Tage abends in Kulmsee einzutreffen habe.

Mit dem Nachmittagszug brauste ich gen Berlin, wo ich abends eintraf. Ich nahm Wohnung im Hotel Eden in der Budapester Straße, das in erreichbarer Nähe der Bernuthschen Wohnung in der Uhlandstraße gelegen war. Um 8 Uhr morgens setzte ich mich im Pyjama an den Schreibtisch und bat Oberstleutnant v. Bernuth, mir durch den Hotelboy Nachricht zukommen lassen zu wollen, zu welcher Zeit mein Besuch erwünscht wäre.

Darauf setzte ich mich in die Badewanne, um mich anschließend gemächlich für den Besuch anzuziehen. Während ich mit Wohlbehagen in der Wanne herumplätscherte, klingelte plötzlich im Hotelzimmer das Telefon. Also sprang ich quitschenaß aus dem Wasser, eilte zum Apparat und vernahm vom Portier, daß Herr Oberstleutnant v. Bernuth den Herrn Leutnant unten im Hotel erwarte. - Was war zu tun! - Ich beauftragte den Portier, den Herrn Oberstleutnant in das Lesezimmer führen zu lassen. Ich würde sofort dort erscheinen.

Nun hieß es Alarm! So schnell bin ich noch nie in meine Sachen gekommen! Wäsche, Uniform, Husarenstiefel, alles saß im Blitzzugtempo an und auf meinem Körper, Kamm und Bürste striegelten noch schneller über meine Haare, weiße Wildlederhandschuhe übergestreift, Säbel angelegt, Felzmütze in die linke Hand so sprang ich die Treppe hinunter ins Hochparterre, wo die Gesellschaftsräume lagen. Als ich das Lesezimmer betrat, eroblickte ich am Fenster stehend und zum Zoo

mindestens dann die Bekannte des. It eines mittelgroßen Offiziers im Co-Track. Ich trat bis in die Mitte des Zimmers und dann Haltung an, indem ich meine Sporen klingeln ließ. Oberstleutnant von Bernatz wandte sich um, trat auf mich zu, ich meldete mich bei ihm, er gab mir die Hand und bot mich Platz zu nehmen. Es folgte eine kurze Musterung von oben bis unten. Dann ging er auf den Inhalt meines Briefes ein und forderte mich auf, ihm Aufschluß über meine Person und meine Familie zu geben. Dies war in kurzen 15 Minuten geschehen. Er erhob sich, erklärte mir, daß ich es verstehen müßte, wenn er vor einer definitiven Antwort erst Erkundigungen über mich einziehen müßte. Er stellte mir frei, das gleiche über ihn zu tun und verabschiedete sich.

Mir war es klar, daß ein weiteres Verweilen in Berlin keinen Sinn hätte, ging in den Frühstücksraum, stärkte mich dort mit drei Eiern im Glas zum Tee und enteilte mit dem Mittagessen nach Dirschau, um auf Bummelstrecken von dort nach Kulmsee zu gelangen, wo ich gegen Abend eintraf, meinen Bereiter Kunz mit "Crevette" und meinem Gepäck vorfand, um noch gerade zur Vorbesprechung im Kulmseeer Hotelsaal zurecht zu kommen, wo Oberst Kraemer, genannt Onkel Adolf, Kommandeur der 2. Leibhusaren, nach dem gemeinsamen Essen die Bedingungen für den Kaiserpreisritt bekannt gab.

Als einige junge Herren von anderen Regimentern sich nach dem Essen zur gereichten Tasse Kaffee eine Zigarette anzündeten, bevor den höheren Vorgesetzten Zigarren und Zigaretten gereicht waren und sie diese an einer Kerze anrauchten, gab es eine scharfe Zurechtweisung von "Onkel Adolf". Es hieß immer auf dem "Qui vive" sein. In Gegenwart von Vorgesetzten gab es kein "Dolcefarniente". Gepflogenheiten sind eben dazu da, daß sie beachtet werden.

Der nächste Morgen fand die Teilnehmer, Richter und Richter-gehilfen schon zeitig am Start. Dort bekam jeder Teilnehmer eine Karte 1 : 100 000 mit der eingeseichneten Route in die Hand gedrückt. Und so ging es in Abständen von fünf Minuten. Vorher waren Abreitenummern gezogen worden. Die Konkurrenz war stark. Als Favorit galt Prinz Friedrich Karl von Preußen,



der bei den 7. Leibhusaren stand. Er ritt einen wunderbaren dunkelbraunen Iren. Aber auch andere hervorragende Pferde waren zur Stelle. Meine kleine "Crevette" erschien gegen diese Kanonen recht unscheinbar. Ich saß erst kurz vor meinem Start auf, da die Stute sich unter dem Reiter zu sehr aufregte. Hatte sich doch schon eine Anzahl Pferde davongaloppieren sehen, was sie gar nicht vertragen konnte.

Ich muß noch erwähnen, daß dieser Kitt Dienst war, alle Teilnehmer also in Dienstuniform und mit Dienstzeug reiten mußten. Selbst der Säbel am Sattel durfte nicht fehlen.

Ich ließ "Crevette" im gestreckten Galopp dahingehen und studierte während dessen die Route auf der Karte. Nach einer Viertelstunde legte "Crevette" ein Renntempo ein, denn sie hatte in weiter Ferne voraus meinen Vordermann entdeckt. Die Stute zurückzuhalten, hätte ihr zuviel Kräfte genommen, so ließ ich ihr ihren Willen. Nach kurzer Zeit hatte ich den Reiter überholt. Er hielt mich bestimmt für närrisch, daß ich mein Pferd schon zu Anfang der 90-km-Strecke und noch vor der 9-km-Geländeeinlage so "abjagte". Als ich an ihm vorüber war, beruhigte sich "Crevette" und ich konnte zu einem normalen Marschtrab übergehen.

Nach 10 km saß ich ab und trabte neben dem Pferde her. Dies machte ich alle 10 Kilometer auf eine Kurzstrecke von vielleicht 500 m. Schnell nachgegurtet, dann wieder aufgesessen und einen Galopp vorgelegt. Vor der Geländestrecke marschierten wir beide nebeneinander an die 1000 m im Schritt. Alle Hindernisse, darunter einige knuffige Sprünge nahm die Stute spielend. Aber noch viermal mußte ich das Überholmanöver mit ihr erleben. Schon auf der Kontrollstelle wurde eine unglaublich kurze Zeit festgestellt. Den Pferden wurde hier Wasser mit Heu darüber gereicht. Sie schlaberten nur ein wenig im Wimer herum. Vom Heu wollten sie nichts nehmen. Am Ziel hatte ich die beste Zeit. Nun kam es auf die Konditionsprüfung am nächsten Morgen an.

Als ich nach einem gesunden, tiefen Schlaf den Stall betrat, machte Manz ein bekümmertes Gesicht. Die Stute schonte vorn rechts. Sie war nach dem Kitt sofort mit Fluid eingerieben worden. Ein Mittel zur Kräftigung der Sehnen; und nun dies

Malheur! Ich ließ sie satteln und setzte mich drauf. Im Schritt tunkte sie etwas. Zunächst ließ ich sie flott am langen Zügel gehen, dann versuchte ich zu traben. Hierbei gab sich das Schonen. Eine halbe Stunde später ritt ich in die Bahn ein. Die Reiter wurden in Abteilungen zu je zehn Reitern eingeteilt. Da "Crevette" mit anderen Pferden zusammen stets sehr aufgereggt war, ging sie sowieso keinen richtigen Schritt, sie zackelte und machte in einer Tour Levaden. Die Pferde wurden nur kurz im Schritt, im Mitteltrab und im Galopp vorgezeigt.

Wenn ich auch glaubte, daß die gezeigte Lahmheit durch die Bewegung sich gegeben hatte, so war mir das Gezappel und Gespränge während der Prüfung ganz recht. Auf jeden Fall zeigte "Crevette", daß sie frischer als frisch war, und hierauf kam es ja bei diesem Konditionstest ausschließlich an.

Wir, "Crevette" und ich, hatten es geschafft. Bei mir muß ich sagen, daß die Ungewisheit und die hiermit verbundene Spannung, mit der ich aus Berlin fortgefahren war, ausschlaggebend zu unserem Siege beigetragen haben. Wie bereits vorher erwähnt, befindet sich der Erinnerungsbecher an diesen Sieg in den Händen meines Sohnes Hans-Erdmann.

Nun mußte ich mich beeilen, noch bis 3 Uhr nachmittags nach Zoppot zu gelangen, da dort der Eibenfelder selbstgezogene Schimmelhengst "Parzival" auf einem Turnier im vierräderigen Dogcart vorgefahren werden sollte. Ich hatte meinem Vater versprochen, das Pferd im Wagen vorzustellen. Da mein "Brennabor" in Stolp verblieben war, mietete ich mir in Kuhlsee einen Wagen und trieb den Fahrer zu einem für damalige Begriffe Höllentempo an. Auf den ausgefahrenen Chausseen und mit harten, vollaufgepumpten Reifen konnte der Wagen letztendlich doch nicht voll ausgefahren werden, so daß ich leider zu spät in Zoppot eintraf. Vater hatte sich noch im letzten Augenblick selbst auf den Wagen geschwungen und die Konkurrenz mitgefahren.

Es war mir indessen sehr lieb, die Eltern dort anzutreffen, denn ich wollte sie doch über meine bevorstehende Verlobung

unterrichten. Soviel war mir inzwischen klar geworden, daß Oberstleutnant v. Bernuth mich nicht zu der Unterredung nach Berlin gebeten hätte, wenn seine Tochter Hilde nicht die Veranlassung hierzu gegeben hätte.

Meine Eltern waren im Laufe der Jahre so allernand Überraschungen von mir gewöhnt, daß sie diese Nachricht nicht gleich in Erregung versetzte. Wir verlebten zusammen noch einen sehr netten Abend im Kurhaus, wo eine Réunion stattfand. Als ich mit einigen, mir von gesellschaftlichen Veranstaltungen her gut bekannten jungen Damen der Danziger Gesellschaft tanzte, mußte ich mir eine Rüge meines Vaters zuziehen, der dies ob meiner voraussichtlichen Verlobung sehr unpassend fand. Ich verstand es aber, die Eltern zu beruhigen, indem ich Ihnen erklärte, daß ich zu diesen Tänzen verpflichtet wäre. Ich durfte unmöglich in einer Loge sitzen und Zuschauern spielen.

Am nächsten Tage fuhr ich mit der Bahn nach Stolp, wo ich dem Kommandeur Meldung von meinem Ritt in Kulmsee erstattete.

Nach einigen Tagen des Wartens brachte mir die Post einen eingeschriebenen Brief von Oberstleutnant v. Bernuth aus Berlin. Jetzt hatte ich beim Öffnen doch etwas Herzklopfen. Langsam zog ich das Schreiben aus dem Umschlag und las, daß meiner Bewerbung um die Hand seiner Tochter nichts mehr im Wege stünde und er mich am 21. August in Heringsdorf erwarte, wo seine Familie sich zur Erholung aufhalte.

Ich hatte drei Tage Zeit. Doch begab ich mich sofort zum Regimentskommandeur, um ihm Meldung über meine bevorstehende Verlobung zu erstatten und um ihn um Urlaub hierfür zu bitten. Er war hochofrenut, daß ich die Tochter seines guten Freundes Ottonen Bernuth ehelichen wollte und wünschte mir zu meiner Wahl viel Glück.

In Heringsdorf traf ich die versammelte Familie Bernuth an. Meine zukünftige Schwiegermutter beeindruckte mich außerordentlich. Während mich mein Schwiegervater mit offener



1941



1941

1941



\_\_\_\_\_

Herzlichkeit begrüßte, war seine Ehehälfte reserviert herzlich. Ich konnte es ihr nachempfinden, wußte ich doch von meiner Braut, daß sie gern einen Prinzen, allenfalls noch einen Grafen als Schwiegersohn gesehen hätte. Außerdem hätte dieser nur bei einem Garderegiment stehen dürfen. Die Wahl ihrer ältesten Tochter war nun ausgerechnet auf einen, für ihre Begriffe, kleinen Leutnant bürgerlicher Herkunft bei einem Provinzregiment gefallen. Es war für diese stolze Frau aber ein kleines Pflüsterchen, daß dieses Regiment den Namen eines weltbekannten Heerführers trug, Fürst Blücher von Wahlstatt. Diese Tatsache war gewissermaßen eine Qualifikation für ihren zukünftigen Schwiegersohn. Meine Schwiegermutter und ich harmonierten im späteren Leben sehr gut, und ich besaß ihr vollstes Vertrauen bis an ihr Lebensende. Meine Schwiegermutter war von einer angebornen Höheit. In kritischen und selbst gefährlichen Situationen wahrte sie ihre Haltung. Selten habe ich sie lachen gesehen. Selbst wenn sie sich von Herzen freute, erhellte nur ein verbindlicher, warmer Ausdruck ihre edlen Züge. Stets hatte sie sich anderen Menschen gegenüber in der Gewalt. Trotzdem gestand mir meine Schwiegermutter in einer "schwachen" Stunde, daß sie bei der Erörterung meines bewußten Briefes mit ihrer Tochter fast einen Ohnmachtsanfall erlitten hätte. Sie habe geglaubt, daß es sich nur um einen harmlosen Flirt handeln könnte, bei dem eben ein kleiner Leutnant in hellen Flammen aufgegangen sei, der ihre Tochter aber nicht weiter berührt haben dürfte. Eben eine Bagatelle! - Nun mußte sie erleben, daß dieser Auffassung ein leidenschaftlicher Protest entgegengesetzt wurde. Eine Auflehnung, wie sie es von ihrer bis her gehorsamen und disziplinierten Tochter niemals erwartet hätte. Dieser temperamentvolle Ausbruch hätte einen eisernen Willen zu Tage treten lassen, dem sie nicht gewachsen gewesen wäre. Ihr hätte sich alles nur noch gedreht. Rettung hätte sie nur noch von ihrem Manne erwartet, der, wie die Ereignisse bewiesen, sich aber mit fliegenden Fahnen zu seiner Tochter bekannt hatte.

Mein Schwiegervater, der gestrenge Oberstleutnant, war von einer gewinnenden Frische. Aufgeschlossen für die Schönhei-

ten der Welt, für Kunst und Sport, und hier bevorzugt für Reiten, voller Sinn für Humor, war er ein hervorragender Soldat, prädestiniert für die höhere Führung. Mit einem Wort: Ein Offizier, zu dem die Soldaten vollstes Vertrauen haben konnten. Ein preußischer Edelmann voller Gottvertrauen und voller Treue zu seinem Herrscherhaus! In Anerkennung seiner persönlichen Eigenschaften und seines militärischen Könnens zeichnete ihn Sr. Majestät, der Kaiser, mit der Ernennung zum Kommandeur des 4. Garde-Feldartillerieregiments in Potsdam am 1. Oktober 1913 aus.

Doch zurück nach Heringsdorf, zurück zum 21. August 1913.

Meine Eltern und meine jüngste Schwester Annemarie trafen am nächsten Tage in Heringsdorf ein, wo in der reizenden Wredeschen Strandvilla, die von Fall zu Fall den einzelnen verwandten Familien für den Sommeraufenthalt zur Verfügung gestellt wurde, im engsten Kreise unsere Verlobung gefeiert wurde.

Anwesend waren noch die jüngere Schwester meiner Braut Marie-Luise und ihr 15jähriger Bruder Hans-Otto, der Kadett auf der Hauptkadettenanstalt Groß-Lichterfelde war.

Nach vier Tagen mußte ich zurück nach Stolp. Als ich nochmals einen Wochenendurlaub nach Heringsdorf beantragte, wurde mir dieser nur gewährt unter der Bedingung, daß ich am Sonntag mit einer Abordnung von Unteroffizieren und Husaren an der Denkmalseinweihung in Groß-Beeren bei Berlin teilnahme, wo das Husarenregiment an einer Schlacht im Jahre 1813 teilgenommen hatte. Dies war schmerzlich, wurde aber auch durchgestanden. Immerhin hatte ich die Ehre und die Freude, dem königlichen Prinzen Eitel-Friedrich als Vertreter seines kaiserlichen und königlichen Vaters die Abordnung meines Regiments am Fuße des neuen Denkmals zu melden.

Erst nach den großen Kavallerie-übungen im Pommerschen und Westpreussischen Raum war an ein Wiedersehen zu denken.

Mitte September, das Regiment lag gerade in Schlawa im Quartier, erteilte mich die Versetzung zu einem der im Oktober



Home - 1910  
H. S. [unclear]



Factory - 1910  
H. S. [unclear]



71. ...



...

1915 neu aufzustellenden sieben Jäger-Regimenter zu Pferde. Zum Jäger-Regiment zu Pferde Nr. 13 in Saarlouis. Dies war ein harter Schlag. Das gleiche Los trar Rittmeister v. Michaelis mit seiner ganzen Eskadron, Leutnant du Bois, Leutnant Kolewe und Leutnant Kunow.

Niemand von uns hatte mit dieser Möglichkeit gerechnet. Dies bedeutete eine Trennung von einem Kreis bester Freunde und guter Kameraden und bester reiterlicher Möglichkeiten, aber auch von heimatlichen Gefilden, dem herrlichen deutschen Osten.

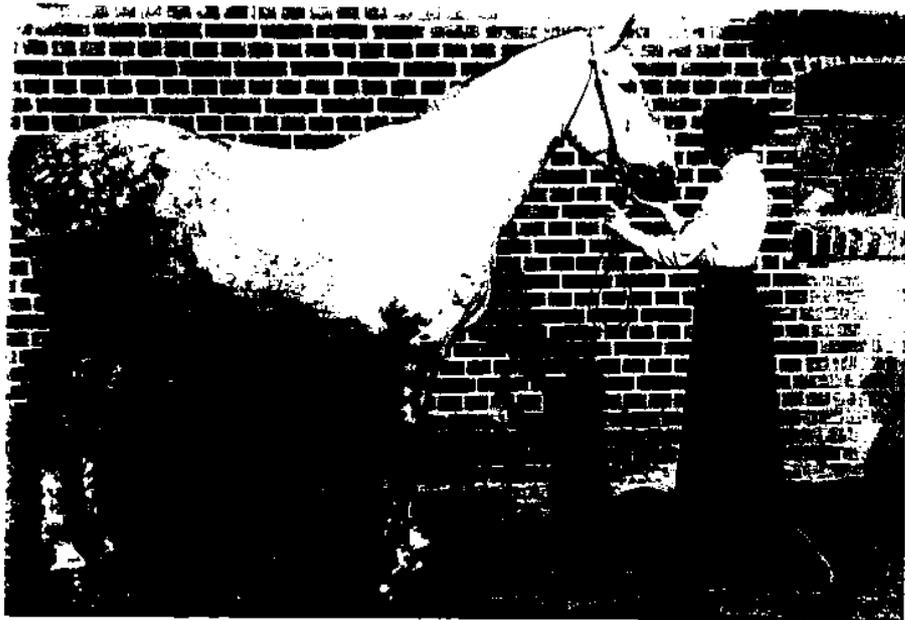
Der Abschiedsabend im Kasino zu Stolp war auch mehr eine Trauerfeier. Außer den versetzten Kameraden schieden noch vom Regiment die beiden argentinischen Oberleutnante Pedro Ramirez und Martin Gras. Sie waren zwei Jahre zum Husarenregiment kommandiert. Beide waren das Muster des spanischen Grundes, zurückhaltend, vornehm, chevalleresk und kameradschaftlich. Besonders mit Ramirez hatte ich mich befreundet. So hieß es, sich auch von diesen beiden prächtigen Offizieren zu trennen. In späteren Jahren war Ramirez vor Peron Staatspräsident von Argentinien und Gras zu gleicher Zeit Kriegsminister.

Die versetzten Offiziere erhielten sofort Urlaub. Ich fuhr nach Eibenfelde, wo sich meine Braut mit ihrer Mutter und Schwester "Willis" befand. Mein Schwiegervater schrieb mir sofort, daß ich nicht etwa ob der Versetzung meinen Abschied einreichte. Bei einigen anderen Regimentern hatten versetzte Offiziere ihren Abschied nachgesucht. Sie wurden mit dem schlichten Abschied, also ohne Pension, entlassen. Mir war aber niemals der Gedanke gekommen, nicht dort hinzugehen, wohin ich als Soldat gestellt wurde.

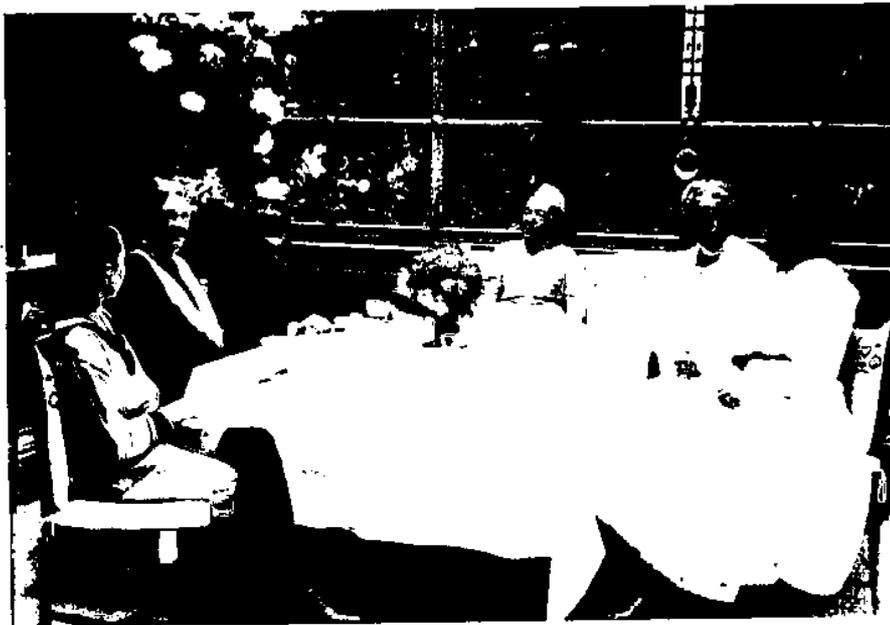
Noch einmal mußte ich nach Stolp, um meine Wohnung aufzulösen und Abschiedsbesuche zu machen. So wurde der "Brennabor" angeheizt und in der Stadt sowohl als auch auf den zahlreichen Gütern, wo ich so manchen schönen, festlichen Abend und manches zwanglose Wochenende verlebte und so manche Jagd auf Hasen und Fasanen mitgemacht hatte, Liebewohl gesagt.



*Person with horse in front of brick wall*



*Person with horse in front of brick wall*



Die Teilnehmerinnen der  
 ...  
 ...  
 ...



5. H. B. Chor:  
 Hier am Tische schaut eine  
 Freundin aus dem Saal  
 ...  
 ...  
 ...

...  
 ...  
 ...

In Nebenrolle folgten noch zwei herrliche Wochen. Da ich erst am 15. Oktober in Saarlouis einzutreffen hatte, reiste ich anschließend noch nach Berlin, wo ich Gelegenheit hatte, das einzigartige Gut Britz bei Berlin, das einer Großtante meiner Braut gehörte, der Frau Berta Wrede, geb. Woelke, kennenzulernen.

Es hatte sich in der Verwandtschaft so eingeschpielt, daß auch alle Neffen und Nichten die alte Dame mit Großmutter anredeten.

Es dürfte zu weit führen, an dieser Stelle die verwandtschaftlichen Zusammenhänge zu erläutern.

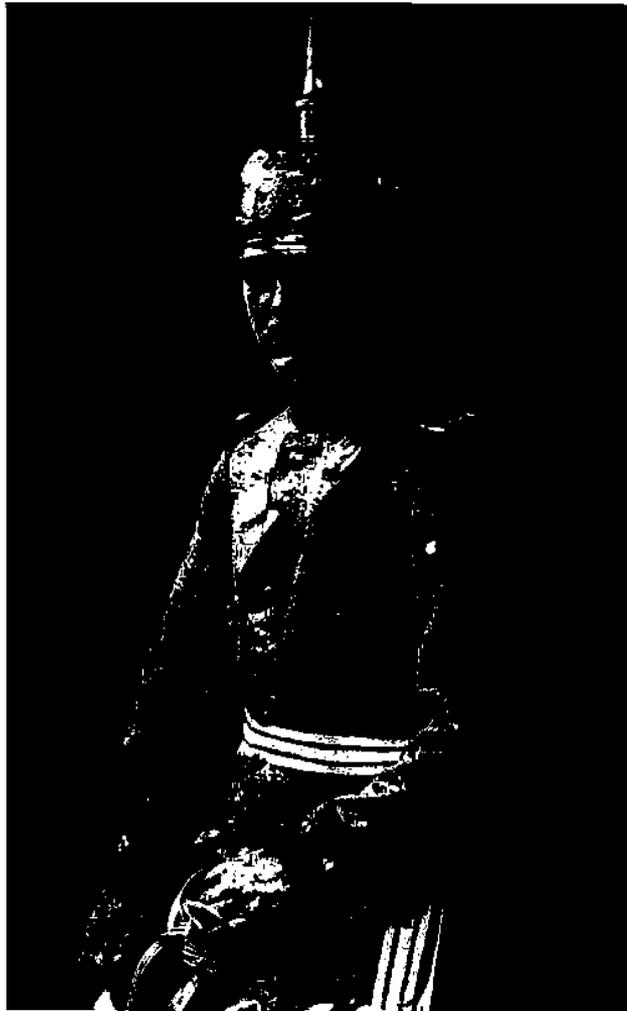
In Britz wurde ich sehr herzlich aufgenommen. Die alte Dame residierte dort wie eine Fürstin. Sie hatte eine ganz famose Hausdame, Frau Claussen, 'genannt Tant' Willi, einen Sekretär, der sie auch auf ihren jährlichen Reisen nach Paris, an die Riviera oder nach Sizilien begleitete, dem es auch oblag, die Hotelzimmer zu bestellen und hernach die Hotelrechnungen zu bezahlen, einen alten Diener, einen Kutscher und einen Chauffeur.

In dem außergewöhnlichen und gepflegten Gutspark gab es edelste fremdländische Gewächse. Das Prachtstück hierin war entschieden eine Akazie mit einem Stamm von ca. 1,20 m Durchmesser in Mannshöhe gemessen. Man sagte, es wäre die älteste Akazie Europas. Doch scheint es mir nicht ausgeschlossen, daß es im Südosten Europas noch ähnliche Exemplare geben dürfte.

Dieser Park spielte im Leben der Familie Bernuth, und somit auch meiner Braut, eine große Rolle. Zu den Familienfesten, Geburtstagen der "Großmutter Wrede" und Jubiläen wurden größere oder kleinere Festspiele unter dieser Akazie aufgeführt, an denen zahlreiche Familienmitglieder aktiv beteiligt waren. Wenn auch nicht immer die ganze Familie Bernuth als Mitwirkende herangezogen wurde, so durfte Meife Otto (mein Schwiegervater) und Großnichte "Hildchen" niemals fehlen. Beide sorgten mit ihrer Fröhlichkeit und ihrem Temperament für den zum Gelingen einer solchen Veranstaltung unerläßlichen Schwung. Wenn auch die Schärfe des beigefügten Bildes einer solchen Aufführung zu wünschen übrig läßt, so kann man trotzdem die Ähnlichkeit zwischen Vater und Tochter noch gut erkennen. Und ich sage nicht zuviel, wenn ich heute nach einer über 50jährigen Ehe



1000  
1000



Stanley Kubrick  
Director of "The Shining"

Dame des Regiments hatte sich erboten, die Wohnung einzurichten. Sie stellte mit mir zusammen den Einrichtungsplan auf, so daß ich meine junge Frau gleich in das fertige Heim führen konnte.

Die erste Zeit in dem neuen Regiment verfloß schnell. Die Trauer über die Versetzung wurde sehr gemildert durch die Feststellung, daß alle Offiziere mit Ausnahme des Kommandeurs, der aus dem großen Generalstab kam, nur sehr ungern ihr altes Regiment verlassen hatten. Wir alle waren somit Schicksalsgefährten. Bei näherem Kennenlernen stellten wir weiterhin fest, daß wir unserer Herkunft nach und auch in unserer Auffassung über unsere Aufgabe als Offizier übereinstimmten. Auch fand sich manch guter Bekannter in dem neuen Offizierkorps.

So war Oberstleutnant v. Cobbe, der Kommandeur, seinerzeit Eskadronchef in Stolp bei meinem alten Regiment. Der Regimentsadjutant Lt. v. Bitter war der Sohn meines ersten Kommandeurs, Oberst v. Bitter. Ich hatte ihn bei seinen Eltern als Leutnant der Lüneburger Dragoner erlernt. Lt. Schmidt-Schmarsow stand bis 1911 bei den Blüchernusaren. Er war in Hinterpommern zu Hause. Er kam zu dem damals aufgestellten Jäger-Regiment zu Pferde 6 nach Erfurt und von dort nach Saarlouis. Lt. v. Rauchhaupt hatte ich auf Turnieren kennen gelernt, er war 17. Husar aus Braunschweig. Auch Oberleutnant v. Nonberg und Buchwald, ehemaliger Zietenhusar aus Rathenow, war als Reiter kein Unbekannter für mich. Er war in Goglaw bei Schweidnitz angesessen. Auch Oberleutnant v. Banck stammte vom Lande. Sein väterliches Gut lag in Oberschlesien.

Weiterlich gab es nicht nur für mich, sondern auch für die meisten Offiziere eine einschneidende Umstellung. Es gab einfach kein Reitgelände. Es fehlten die schönen Sandwege, wie in der norddeutschen Tiefebene. Jede Straße, jeder Weg war mit Basalt gefestigt. Zusammenhängende Forsten gab es auch nicht. Die einzige Möglichkeit zum längeren Galopp gab es, mit Ausnahme des Exerzierplatzes, nur auf den reichlich tiefen Wiesen entlang der Saar. Der Exerzierplatz kam

Raum zum Ausreiten von Reitpferden in Frage, da das 9. Artillerie-Regiment und die Train-Abteilung 16 ihn sich mit uns eägern teilen mussten. So war dort den ganzen Tag über Dienstbetrieb. Auch hatte der Kommandeur leider wenig für Rennen und Turniersport übrig. Er war eben meiner Generalstabler, der selbst nur ein sehr braves, ruhiges Pferd ritt, das man getrost mit einer "Rosinante" bezeichnen konnte (Name des Reitpferdes des Don Quijote, des "Ritters von der traurigen Gestalt", held des gleichnamigen Romans von Cervantes). Das Pferd war für ihn eben nur ein Fortbewegungsmittel.

An das Trabreiten und Galoppieren bei den Felddienstübungen auf dem Basaltpflaster mussten wir uns erst gewöhnen. Die Pferde vertrugen es aber besser als wir alle geglaubt hatten.

So rückte der Hochzeitstermin immer näher. Acht Tage vor der Hochzeit bat mich Oberleutnant Reiß darum, ihm meine übergroße holsteinische Stute "Klein-Ellen" zu verkaufen. Er hätte schon lange für sich ein so großes Pferd gesucht. Bei seiner Länge von 1,90 m hätte er bisher nichts Passendes gefunden. Ich wollte ihm gern helfen, und wir verabredeten uns auf dem Reitplatz bei den Ställen. Der Reitplatz war neu angelegt und leider zu stark mit weißem Sand belegt worden, in der richtigen Annahme, daß der weiche Wiesengrund bei längerer Benutzung einen Teil des Sandes aufnehmen dürfte. So hatten es die Pferde für die erste Zeit zunächst recht schwer. Da Oberleutnant Reiß sich verspätete, war ich aufgesessen, um die Stute noch etwas warm zu reiten. Eine Hürde von ca. 1,10 m veranlaßte mich zum Springen. "Klein-Ellen" rutschte hierbei in dem tiefen Sande mit der Hinterhand aus, blieb mit der linken Vorhand am Hindernis hängen und stürzte steil hinter der Hürde auf den Kopf. Ich hatte bei dem Sturz mein "Handwerkszeug" sofort fortgeworfen und roulierte über die rechte Schulter möglichst weit vom Pferd fort, denn bei einem solchen Sturz kann man zu leicht unter das stürzende Pferd kommen, wobei einem das Kreuz gebrochen werden kann. Als ich mich noch

I. Eheschließung.

Standesamt: I. Charlottenburg.

Heiratsregister Nr.: 143

Zeit der Heirat: 30. März 1914.

A. Vor- und Zuname und Stand des Ehemannes.

Lüteritz, Wilhelm Schönbeck,

Königlicher Leibarzt.

Religion: evangelisch.

geboren am 16. November 1888

an Neu Ruppin, Kreis Ruppin.

wohnhaft an Sparowitz.

Sohn des Militärarztes Wilhelm Schönbeck,  
aufgestiegen in Eisenstein, Kreis Könitz und seiner  
verstorbenen Ehefrau, geborenen Ebell,  
gebürtig aufgestiegen in Neu-Ruppin.



liegend umschaute, lag die Stute verdächtig reglos am Hindernis. Zunächst nahm ich an, daß sie auf dem sogenannten "toten" Punkt läge, also ein Vorderbein so fest unter dem Leib liegen habe, daß sie es nicht zum aufstehen bewegen konnte. Dem war aber leider nicht so. Als ich dem Pferd gut zuredete, seinen Kopf anhub und es auf den Hals klopfte, gab sie nur noch ein schwaches Wiehern von sich und starb. Sie hatte sich den zweiten Halswirbel, die schwächste Stelle eines Pferdes, gebrochen. Der Wirbel hatte den Druck des schweren Körpers nicht ausgehalten. Ich selbst hatte mir mein Gesicht ziemlich aufgeschürft und mußte mit warmen Kompressen und Salben versuchen, mein Gesicht für die Hochzeit wieder in Ordnung zu bekommen, was mir dann auch noch gerade gelang.

Zwei Tage vor der Hochzeit fuhr ich nach Berlin. Es gab ja auch noch so manches zu besprechen.

Der Polterabend fand im Hotel "Prinz Albrecht" in Berlin statt. Mein Schwiegervater verband mit diesem Familienfest sogleich seinen Abschiedsabend für das Offizierkorps des 1. Garde-Feld-Artillerieregiments, zu dessen Regimentsstab er gehört hatte, bevor er im Herbst 1913 das 4. Garde-Feld-Artillerieregiment als Kommandeur in Potsdam übernahm.

So war außer den Verwandten Bernuthscher und Schönbeckscher Seite fast das ganze Offizierkorps dieses Regiments mit Damen erschienen, vom Regimentskommandeur Freiherrn v. Rotsmann, Flügeladjutant Sr. Majestät des Kaisers und König, bis zu den jüngsten Leutnants, den Zwillingbrüdern Hans-Ulrich und Adolf-Friedrich v. Oertzen.

Vom Jägerregiment zu Pferde Nr. 13 waren zur Hochzeit erschienen: Fed v. Hohberg, Werner v. Banck, Wolf Jaeger v. Jaegersberg und Steinhäuser; von meinem alten Regiment, den Blücherhusaren: Aute v. Banstein, Bob Schrader, Ulli v. Loeper und Freddi Schmidt. Zum Teil fungierten sie am nächsten Tage als Brautführer. Als Brautjungfern waren ausersehen: die Schwester meiner Braut Marie-Luise, meine Schwester Annemarie, Christa v. Rathenow, Isa Delbrück, Stephi

v. Berg, Carl v. Beaulieu u. Marconnay.

Der Abend begann mit einer Gratulationscour. In einem Vorraum hatten meine Schwiegereltern mit uns, dem Brautpaar, Aufstellung genommen; sie begrüßten die eintretenden Gäste und diese gratulierten alsdann den Verlobten. Es waren an die neunzig Personen. Die Damen waren in großer Abendtoilette. Bei den Herren überwog die Uniform den Frack.

Die Tafel im Festsaal war mit auserlesenem Geschmack mit Blumen dekoriert und mit Kerzenleuchtern geschmückt. Die Speisenfolge entsprach dem äußeren Rahmen. Als Mittelpunkt des Abends konnten meine Braut und ich uns nicht so ungewungen geben, wie wir es als Gäste auf einem anderen Folterabend getan hätten.

Meine Schwägerin Marie-Luise überreichte später den Brautschleier mit einem sehr netten Gedicht. Die Freundin Stephanie v. Berg erschien mit dem Brautkranz und dem Myrthensträußchen für mich. Sie war hierbei so gerührt, daß sie vor Tränen kaum die dazugehörigen Worte herausbekam. Aber das muß ja wohl so sein. Ich habe dies im Laufe meines langen Lebens des öfteren beobachten können. Genauso gehören in vielen Fällen Tränen und Taschentuch der Brautmutter während der Trauung und bei der heimlichen Abreise des jungen Paares zur Zeremonie eines solchen Ereignisses.

Im Laufe des Abends erfolgten sehr nette und humorvolle kleine Aufführungen, bei denen das Brautpaar mehr oder weniger "hochgenommen" wurde. Als die Gäste sich verabschiedeten, hatten sich die Husaren und die Jäger zusammengetan und wollten mich zu einer Junggesellen-Abschiedsfeier in das nächtliche Berlin entführen. Nur mit sanfter Gewalt konnte ich mich aus dem Kreise der unentwegten Junggesellen befreien.

Die standesamtliche Trauung erfolgte am nächsten Tage, dem 30. März 1914, im Standesamt I Charlottenburg in der Joachimstaler Straße. Trauzeugen waren mein Schwiegervater, Otto v.

Bernuth, und mein Vater, Wilhelm Schönbeck. Der Standesbeamte, Herr v. Fischer-Treuenfeld, gestaltete diesen staatlichen Akt sehr feierlich. Tief beeindruckt von der Bedeutung dieses Augenblicks kehrten wir zurück zur elterlichen Wohnung in der Uhlandstraße, wo ein kleiner Imbiß alle Beteiligten für die bevorstehende kirchliche Trauung stärken sollte.

Kostbare Geschenke bedeckten bereits den Gabentisch. Aber zum Bewundern verblieb keine Zeit. Ich mußte mich ins Hotel am Zoo begeben, wo ich für die Hochzeitstage Wohnung genommen hatte. In Galauniform kehrte ich bald zurück, um meine schleiergeschmückte Braut in einem schwarzen, hochzeitlich hergerichteten Mercedes abzuholen.

Die Trauung fand in der Alten Garnisonskirche in der Nikolaistraße in der Berliner Altstadt statt.

Es war eine bedeutungsvolle Stunde - in vieler Hinsicht. Tief bewegt führte ich das blütenjunge, gertenschlanke, stolze Mädchel hinein in die ehrwürdige, alte Kirche dem Altar entgegen, geleitet von ihrem väterlichen Freunde, dem Militär-Oberpfarrer Geheimen Konsistorialrat D. Goens, und als Gefolge unsere jüngeren Schwestern, gute Freunde und beste Freundinnen. Im Gestühl standen die Verwandten beider Familien, die Mehrzahl der Gäste des Vorabends und Kameraden beider Regimenter, der Jäger und der Husaren, die zur Kriegsakademie und anderen Militärakademien in Berlin kommandiert waren.

Als der Geistliche unsere Hände zusammenfügte, als wir vor Gott und den Menschen uns Treue gelobten, wurde ich mir der Verantwortung bewußt, die ich in diesem Augenblick für das mir anvertraute zarte Menschenkind übernahm.

Es war ein Schritt in ein neues Leben zu zweit. Es war ein Scheiden aus dem Kreise wagemutiger, lebenslustiger Kameraden.

Aber nicht nur ein Scheiden schlechtthin. Es war, wie die allernächste Zeit lehrte, das letzte große gesellschaftliche Ereignis für alle, die in der Kirche und später auch zum Hochzeitsmahl im elterlichen Hause froh vereint waren.

Es war der Abschied von einer Epoche der Sicherheit, der Geborgenheit, der ruhigen, stetigen Entwicklung, die ein Frieden von 44 Jahren ermöglicht hatte.

Wir zählten das Jahr 1914. Am 1. August begann der Krieg. So war unser Hochzeitstag auch der Abschiedstag für viele, die uns ihre Liebe, ihre Freundschaft oder ihre Zuneigung bezeugt hatten, und die wir nie mehr wiedersehen sollten.

Noch klingen uns die lieben und mahnenden Worte meines unvergesslichen Schwiegervaters in den Ohren:

Und wenn steinig der Weg,  
wenn Dornen Euch hindern wollen,  
haltet zusammen!